~~Rg VI 40~~

Th. hom. o 50

R. B.

Kg VI 40.

Predigten

für

gebildete Menſchen

und

denkende Chriſten

von

Eulogius Schneider,

ehedem Herzogl. Würtembergiſchen Hofprediger,

jezt

Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften

zu Bonn.

Mit Genehmhaltung einer geiſtlichen Obrigkeit.

Frankfurt und Leipzig,

1790.

A Mandante Reverendiſſimo ac Illuſtriſſimo Domino Epiſcopo Raphenſi & dioeceſis Vratislavienſis Regioboruſſicae Vicario Apoſtolico, &c.

Legi opusculum: Predigten für gebildete Menſchen und denkende Chriſten, ꝛc.

Et omnes hos ſacros Sermones doctrinae, quam tenet Sancta romano-catholica Eccleſia, conformes, utque in utilitatem Fidelium novo praelo ſubjiciantur digniſſimos cenſeo.

VRATISLAVIAE,
die 14. Februarii 1790.

Imprimatur
ANTON DE ROTHKIRCH,
Epus & Vic. ap.

IGNATIUS FRANTZ,
Reverendiſſimi Vicariatus Apoſtolic Conſiliarius & Adſeſſor, Collegii Clericorum ſaecularium in inſula S. Joannis Rector. *mpp.*

Staats-
Bibliothek
Bamberg

An

Seine Hochfürſtl. Eminenz

dem

Kardinal, Fürſt-Biſchof

von

Paſſau.

Hochwürdigſter
des heiligen Römiſchen Reichs
Fürſt und Cardinal,
Gnädigſter Fürſt und Herr!

Erlauben Sie mir, gnädigſter Herr, dieſe Predigten als einen Beweis meiner innigſten Verehrung zu Füßen zu legen. Ich habe das Glück nicht, Höchſtdieſelben perſönlich zu kennen: aber ich verehre Sie als einen weiſen und guten Fürſten, ich bewundere Sie als einen raſtloſen Beförderer der Aufklärung und der allein ſeligmachenden

den Religion der Menſchenliebe: ich liebe Sie als einen Beſchützer und Freund der Muſen. Dies, gnädigſter Herr, ſind die Gründe, welche mich ſtimmten, Höchſtdenſelben dieſes Buch zu widmen, und vielleicht auch der Nachwelt zu ſagen, daß ich von ganzem Herzen ſei

Ew. Hochfürſtl. Eminenz

unterthänigſter
Elogius Schneider.

Vor-

Vorrede.

„Ich erwarte von Ihm, daß er mir die Wahrheit ſagen werde. Fürſten hören ohnehin ſelten die Wahrheit: wenn ſie derſelben nicht etwa noch von der Kanzel vernähmen, ſo würden Sie doppelt unglücklich ſeyn.“ Mit dieſen unvergeßlichen Worten machte mich vor drey Jahren ein großer deutſcher Fürſt zu ſeinem Hofprediger. Meine Predigten, welche ich hier dem Publikum vorlege, werden hinlänglich beweiſen, daß ich jene Einweihungsworte nicht als Hofmann, ſondern als Hofprediger verſtand. Es kann dem Publikum gleichgültig ſeyn, das Schickſal dieſer Reden zu wiſſen. Wenn ſie ſchlecht ſind, ſo kann ſie der Beyfall aller Großen der Erde nicht gut machen, und wenn ſie gut ſind, ſo kann ſie der Tadel aller Großen der Erde nicht ſchlecht machen.

Ich

Ich habe von den Pflichten eines Hofpredigers ſtrenge Begriffe, und würde mich ſelbſt verabſcheuen, wenn ich je meine Ueberzeugungen der Menſchenfurcht aufgeopfert hätte. Aufklärung hat zuerſt die Hierarchie in ihren Gränzen zurückgewieſen: nun zeiget ſie auch den Fürſten, wie weit ſich ihre Macht erſtrecke. Man erlaubt den Predigern nicht gerne, Gegenſtände des Staatsrechts zu behandeln. Aber warum ſoll er dies nicht thun dürfen, ſo bald er jene Gegenſtände aus dem Geſichtspunkte der Religion betrachtet? Ich glaube, der Religionslehrer ſei nicht zu tadeln, wenn er Wahrheiten, welche die Philoſophie unſers Jahrhunderts aufgeſtellt hat, auch von der Kanzel aus zu verbreiten ſucht. Mein Stil iſt nicht eigendlich redneriſch. Er ſollte es nicht ſeyn; weil ich bey ſo wichtigen Dingen, wie Religionsvorträge ſind, alle Verzierungen für ſehr entbehrlich halte. Sachen und Gedanken, nicht Worte, müſſen den Werth derſelben beſtimmen. Freylich will der größeſte Theil der Zuhörer nicht belehrt, ſondern unterhalten ſeyn! Aber wer den Zweck des chriſtlichen Predigtamtes kennt, wird ſich von dem groſſen Haufen nicht irre führen laſſen. Vor

fünf-

funfzehn Jahren, da meine Einbildungs=kraft noch weniger von der Vernunft belä=ſtiget wurde, war ich weit mehr als gegen=wärtig das, was man gemeiniglich einen Redner nennt.

Ich habe aus beſondern Abſichten, an deren Bekanntmachung der Welt nichts gelegen ſeyn mag, dieſe zehn Predigten zu=erſt zum Druck beſtimmt. Finden ſie Bei=fall, ſo könnten wohl noch einige Bände nachfolgen.

Abgeſchrieben habe ich nichts, auſſer die Predigt von der Mildthätigkeit, bei welcher ich die Abhandlung meines unver=geßlichen Freundes, des Hrn. Profeſſor Schell zu Salzburg zum Grunde legte, weil ich mir nicht getraute, etwas beſſeres zu ſagen, als Er, und doch den Gegen=ſtand für zu wichtig hielt, als daß ich ihn nicht einmal behandeln ſollte.

Warum ich nicht überall Eintheilungen, und nirgends Unterabtheilungen machte? — Weil ich dafür halte, daß es nicht immer ſchicklich und zweckmäßig ſey, dem Zuhörer das gleich zu ſagen, was er aus Gründen, die er erſt vernehmen ſoll, von ſelbſt ſchlieſ=

ſen

ſen kann; und weil ich zwiſchen logiſchen Zuſammenhang und ſchulgerechter Aufzählung der Theile einen großen Unterſchied finde.

Schrifttexte kommen ſelten vor; gewiß nicht aus Gemächlichkeit; denn es iſt nichts leichter als Schrifttexte anführen. Vielleicht hat der, welcher die Ausſprüche der Schrift der Vernunftsgründe rechtfertigen will, eine ſchwere und wichtigere Aufgabe, als jener, der Bibelſprüche mit Bibelſprüchen belegt und zu dem Geſetze der Offenbarung keinen Commentar aus dem Buche der Natur aufzutreiben weiß.

Verzeichniß und Inhalt
der
Predigten des erſten Bandes.

I. Von den gerechten Forderungen des Regenten an ſeine Unterthanen. Text: Pſ. XXIV. 4. 5.

II. Von dem Einfluſſe des Chriſtenthums auf das Beſte des Staats. Text: Joh. XVIII.

III. Von den Pflichten des Regenten, das Beſte der Religion zu befördern. Text: Matth. XIII. 31. 32.

IV. Von der gemeinſchaftlichen Pflicht des Fürſten und des Bürgers, die Armen im Staate zu verſorgen. Text: Luk. XVI. 9.

V. Von der Mildthätigkeit. Text: Matth. XXII. 38.

VI. Von

VI. Von den Urſachen der Gefühlloſigkeit gegen fremde Brüder. Text: Matth. VIII. 25.

VII. Von den Quellen des böſen Argwohns und des liebloſen Urtheils. Text: Matth. IX. 4.

VIII. Von der feinen Verläumdung. Text: Luc. XI. 15.

IX. Beruhigungsgründe über den Undank der Menſchen. Text: Luc. XVII. 17. 18.

X. Von der wahren Glückſeligkeit eines Fürſten. Text: Joh. X. 11.

I.
Von den gerechten Forderungen des Regenten an ſeine Unterthanen.

Zeige mir, o Herr, deine Wege, mache mich bekannt mit deinen Abſichten, leite und führe mich auf den Wege der Wahrheit, belehre mich; denn mein ſtetes Vertrauen iſt auf dich geſezt. Pſ. XXIV. 4. 5.

Wenn wir die Glückſeligkeit der Menſchen nach dem Aeuſſerlichen beurtheilen wollen, ſo iſt ſie, wo nicht das ausſchlüßige, doch gewiß das ſicherſte Loos der Fürſten dieſer Erde. Unabhängigkeit, dieſes von den meiſten Sterblichen ſo ſehnlich gewünſchte, und doch ſo ſeltne Gut, ſcheint nur den Regenten eigen zu ſeyn. Für ſie arbeitet der Winzer, und Ackersmann: für ſie werden von allen Theilen ihrer Länder Schätze geſammlet: für ſie wacht der Gelehrte bei der nächtlichen Lampe, und der Krieger auf ſeinem Poſten. Millionen Hände ſind bereit,

ihre

ihre Befehle zu vollſtrecken; auf ihren ſchöpfe- riſchen Wink müſſen aus Wildniſſen Luſtgefil- de, aus Hütten Palläſte entſtehen; und Strö- me werden gezwungen, auf ihr Gebot einen neuen Weg zu laufen. Der Ort ihrer Woh- nung wird als das Heiligthum des Staats be- trachtet: Selbſt ihr Name wird gefeyert, und der Tag ihrer Geburt iſt ein feſtlicher Tag für ihre Unterthanen. — Aber laſſet uns dieſes glänzende Auſſenwerk ein wenig vergeſſen, und in das Innere der Fürſtenwürde eindringen, um ihren wahren Wehrt, und die Glückſelig- keit, welche ſie ihrem Beſitzer verſchaft, be- ſtimmen zu können. Ach! dann verſchwindet dieſes ganze prachtvolle Weſen, wie Rauch, vor unſern Augen, dann ſehen wir, daß alle dieſe äuſſerlichen Vorzüge, und Ehrenbezeu- gungen nur eine ſchwache Entſchädigung ſind für die niederdrückende Laſt der Krone, und für die mannichfaltigen Opfer; welche die Herrſcherwürde von ihrem Beſitzer fordert. Von einer Seite ſieht er ſich mit den ſchwerſten Pflichten beladen, und auf der andern erblickt er nichts als Beſchwerlichkeiten und Hinderniſ- ſe. Er ſoll für die Wohlfart des Staats ſor- gen, ſoll Tauſende glücklich machen; da er doch nur ein Menſch, wie andere, und noch darzu den größten Gefahren ausgeſezt iſt, von unge- treuen Dienern mißleitet und betrogen zu wer- den. Bald widerſezt ſich ſeinen wohlthätigen Anordnungen die Dummheit, bald hat er mit auswärtigen Feinden zu kämpfen, bald legt die Schmeichelei ſeiner Tugend Fallſtricke.

Nie-

Niemand war von dieſer traurigen Lage der Regenten mehr überzeugt, als David, der durch eine lange Reihe von Jahre auf dem Throne geſeſſen, und Gelegenheit genug hatte, den wahren Werth deſſelben aus eigener Erfahrung zu beſtimmen. Dieſer mit unerſchrockenem Muthe, mit einem ſcharfen Blicke in den Gang der Geſchäfte, mit einer Entſchloſſenheit und Gegenwart des Geiſtes, die ihres gleichen nicht hat, ausgerüſtete König, dieſer originelle Mann, der ſich durch ſeine ausgezeichnete Talente vom Hirtenknaben bis zum Despoten Iſraels empor geſchwungen hatte, dieſer thätige Fürſt, der in ſeinen meiſten Unternehmungen glücklich der Schrecken und die Bewunderung aller benachbarten Fürſten war, ſieht am Ende ſeiner Laufbahn mit Beſchämung und Reue auf ſeine Regierungsjahre zurück, bekennt vor Gott ſein Unvermögen, das Gute zu erkennen, und auszuüben, und ruft mit demüthigem Herzen aus: zeige mir, o Herr! deine Wege, mache mich bekannt mit deinen Abſichten, leite mich auf dem Wege der Wahrheit, belehre mich, denn mein ſtetes Vertrauen iſt auf dich geſetzt.

So bethete David aus dem Grunde ſeines Herzens heraus, und flehte um Licht und Erkenntniß der Wahrheit zu Gott. So fleht nach ihm jeder Fürſt, der den ganzen Umfang ſeine Verbindlichkeiten, und die engen Gränzen menſchlicher Einſichten und Kräfte kennt. So flehen wir heute mit unſerm durchlauchtigſten Landesvater zu demjenigen hinauf, der Ihn vor

ſechs-

ſechszig Jahren an eben dieſem Tage ſeinen geliebten Unterthanen und Kindern ſchenkte.

Aber laſſet uns nicht blos aufrichtige Gebete zum Vater des Lichtes empor ſchicken, laſſet uns auch das Unſrige beitragen, die Bürde, welche unſere Regenten drükt, zu erleichteren. Der Fürſt kann nicht alles thun, ſeine ſchweren Pflichten und die vielen Hinderniſſe und Gefahren, mit denen ſeine Würde begleitet iſt, gründen ihm das Recht, auch an uns Forderungen zu machen. Und dieſe gerechten Forderungen ſind es, die ich ihnen, meine Brüder, heute zu beherzigen vorlegen werdē. Sie ſind nicht willkührlich erſonnen, nicht übertrieben: ſie fließen nothwendiger Weiſe aus dem Entzwecke, den Beſchwerniſſen, und Gefahren der Fürſtenwürde: ſie ſind von der Art, daß man ſie nur aus dem rechten Geſichtspunkte betrachten darf, um ſie mit freudigem Herzen zu erfüllen.

I.

Die erſte gerechte Forderung des Regenten an ſeine Unterthanen iſt pünktlicher Gehorſam gegen ſeine gemeinnützigen Befehle.

Fürchten ſie nicht, meine Brüder, ich möchte den Deſpotismus und der Sklaverei das Wort reden. Ein anders iſt Gehorſam gegen den Regenten, ein anders Sklavenfurcht gegen den Tyrannen. Ein anders Befolgung der Geſetze, ein anders Vollſtreckung deſpotiſcher Machtſprüche.

Eine ganz unbeſchränkte, ganz dem Willen, der Laune und den Kaprizen eines einzigen Menſchen überlaſſene Regierung ſtreitet gegen die

Unrechte

Unrechte der Menſchheit, gegen die heiligen Bande der bürgerlichen Geſellſchaft, und ſelbſt gegen die Einrichtung unſerer Natur.

Weſſen Gefühl empört ſich nicht beim Anblicke ſo vieler Länder und Staaten, welche noch unter dem eiſernen Joche des Deſpotiſmus ſchmachten? Furcht und Schrecken herrſchen in jenen unſeligen Gegenden, ferne von ihnen flieht der Geiſt der Aufklärung, der Induſtrie, und des Patriotismus.

Jede Nerve erſchlafft unter dem Drucke des Tyrannen, und jeder Funke von Thätigkeit erliſcht in dem Buſen des Sklaven. Nur unter dem Schatten der Freiheit gedeihen große Geiſter, nur in den glücklichen Zeiten der griechiſchen und römiſchen Freiſtaaten ſtunden jene Helden, Redner und Staatsmänner auf, deren Größe die ſchlappere Nachwelt noch heute zu Tage bewundert. Ferne ſey es alſo von uns, den Deſpotismus zu predigen, der nicht allein den Rechten der Menſchheit, ſondern ſelbſt der Sittenlehre Jeſu und ſeiner Apoſtel widerſpricht.

Der Regent iſt befugt, Gehorſam von ſeinen Unterthanen zu fordern, aber nicht blinden, nicht unvernünftigen Gehorſam. Ihm müſſen die Rechte der Menſchheit, die Grundgeſetze des Staats, die Grundverträge und die Verfaſſung ſeines Landes heilig ſeyn. Alles, was auſſer dieſer Sphäre liegt, kann und ſoll er gebiethen, ſobald er das Beſte des Staates erfordert. Dies, meine Brüder, iſt die Grundregel, nach welcher ſich der Regent in allen ſeinen Verfügungen richten muß, der Standpunkt, auf den er al-

les, was er zu verordnen gedenkt, beurtheilen, der Maaßſtab, nach welchem er die Gränzen ſeiner Macht beſtimmen muß. Alle Menſchen ſind mit gleicher Freiheit, gleichen Rechten, gleicher Unabhängigkeit aus dem Schooſe der Natur gekommen. Niemand wird eigentlich als Herrſcher, niemand als Unterthan geboren. Die Freiheit iſt ein Gut, deſſen ſich der Menſch nur aus eigner Willkühr begeben kann.

Nur durch einen freiwilligen Unterwerfungsvertrag konnte die urſprüngliche Gleichheit der Sterblichen gehoben werden. Sie entſagten nämlich ihrer Unabhängigkeit, um der Leitung und des Schutzes derjenigen zu genießen, in deren Hände ſie dieſes Kleinod niederlegten. Bei der immer anwachſenden Menſchenmenge vereinigten ſich die vorher zerſtreuten Horden zu einer förmlichen Geſellſchaft: übertrugen Einem die Oberaufſicht über ihr gemeinſchaftliches Beſte, entſagten ihren eigenen Willen, um vom Gemeinwillen regiert zu werden, concentirten ihre Kräfte auf einen Mann, den ſie zum Mittelpunkt ihrer Geſellſchaft gewählt hatten. Die ganze bürgerliche Geſellſchaft beſizt alſo die Grundgewalt, und der Fürſt iſt nun der erſte Beamte des Staats, und der Geſchäftsträger ſeines Volks. Dieſes unterwarf ſich ihm ſeines eigenen Beſten halber, es iſt ihm alſo nur in ſo ferne zu gehorchen ſchuldig, als er dieſem Endzweck entſpricht, ſo bald er ſeine Regentenpflichten erfüllt, dann iſt auch der Unterthan verbunden ihm pünktlich zu gehorchen. Wäre dies nicht, wer würde denn auch noch den Zepter zu

führen im Stande ſeyn? Welcher Staat würde ohne Gehorſam gegen den Fürſten beſtehen können? Welche Verbeſſerung in den Sitten, in der Polizei, und in der Religion würde ausgeführt werden? Der Fürſt iſt dem Staatskörper das, was die Seele dem thieriſchen Körper iſt. Der thieriſche Körper iſt nur ſo lange geſund, als die Seele über alle Theile deſſelben zu gebiethen, und in allen Gliedern zweckmäßige Bewegungen hervorzubringen vermag. Iſt eine Triebfeder erſchlafft, ein Rad in der Maſchine verſtopft; weigern ſich die Glieder, den Willen der Seele zu erfüllen, ſo iſt der Körper krank. Das nämliche läßt ſich von dem Staatskörper ſagen: ſeine Geſundheit beſteht in der Harmonie der Glieder mit dem Haupte, in der bereitwilligen Befolgung deſſen, was der Fürſt, als der Depoſitär des Gemeinwillens und der Gemeinwalt, zum allgemeinen Beſten verordnet. Dieſen Gehorſam fodert alſo der Endzweck der bürgerlichen Geſellſchaft, nämlich die öffentliche Sicherheit von auſſen, und die Ruhe von innen: ohne ihn läßt ſich ſchlechterdings kein Staat gedenken. Wo keine höchſte Gewalt, kein gemeinſchaftlicher Mittelpunkt iſt, in welchem ſich alles vereiniget; da muß Unordnung und Verwirrung herrſchen.

Dies war gewiß der Grund, warum Paulus behauptete, alle Gewalt ſey von Gott, (Röm. XIII. 1. 2. 4. 7.) Dieſer große Menſchenkenner wußte wohl, daß der Schöpfer zwar alle Sterbliche gleich geſchaffen, aber doch den Hang zum geſellſchaftlichen Leben in ihren Buſen ge-

legt hatte, welche ſie unfehlbar zur Einſetzung eines Oberhaupts verleiten mußte; in ſo ferne alſo lehrte er mit Grund, daß alle Gewalt von Gott ſey. Daher predigt er ſeinen Gläubigen an ſo vielen Stellen den Gehorſam gegen ihren Regenten, nicht allein wegen der Strafe, ſondern auch wegen des Gewiſſens. Daher gab uns Chriſtus ſelbſt durch ſeine genaue Beobachtung der kaiſerlichen Geſetze und Landesverordnungen das vollkommenſte Beiſpiel des Gehorſams. Daher lehrte er uns, dem Kaiſer zu geben, was dem Kaiſer gebürt, (Matth. XXII. 21.) daher weigerte er ſich nicht, vor dem Richterſtule eines Heiden zu erſcheinen: und da ihm dieſer vorſtellte, daß er Macht über Leben und Tod habe, ſo antwortete er: Du hätteſt ſie nicht, wenn du ſie nicht von oben bekommen hätteſt. (Joh. XIX. 11.)

Gehorſam iſt demnach eine Pflicht, die wir dem Fürſten nach den erſten Grundſätzen des Staatsrecht, nach der Einrichtung unſerer Natur, nach dem Beiſpiele unſers göttlichen Religionsſtifters, nach ſeinen und ſeiner Apoſtel Vorſchriften ſchuldig ſind; zum Gehorſame gegen den Fürſten ſind wir als Bürger, und noch mehr als Chriſten verbunden. Gehorſam iſt die erſte gerechte Forderung des Regenten.

II.

Die zweite gerechte Forderung des Regenten an ſeine Unterthanen iſt Unterſtützung in ſeinem ſchweren mühſeligen Amte. Wenn der Fürſt mit übermenſchlichen Verſtandeskräften, mit allſehenden Augen, und allmächtigen Armen verſehen

ſehen wäre, ſo würde er allein die Rieſenbürde ſeiner Sorgen tragen und die Glückſeligkeit ſeiner Unterthanen befördern können. Da er aber eben ſo, wie andere Sterbliche, aus Leim gebildet iſt, da ſeine Einſichten und Kräfte eben ſo, wie die unſrigen, beſchränkt ſind, ſo muß er durch aufrichtige Belehrung, durch fleißige Mitwirkung, und durch verhältnismäſige Beiträge unterſtüzt werden. Durch aufrichtige Belehrung wird er in Stand geſezt, ſeinen Staat kennen zu lernen: durch fleißige Mitwürkung werden ſeine gemeinnützigen Abſichten und Plane ausgeführt: durch verhältnismäſige Beiträge werden die nöthigen Mittel, dieſe auszuführen, angeſchaft und erhalten. Glauben Sie nicht, meine Brüder, daß alle Groſe mit harten und gefühlloſen Herzen geboren werden, und daß es ihnen gleichgültig ſey, ob ihre Unterthanen unter dem Joche der Armuth ſchmachten, oder ob ſie glücklich leben, und ihren Regenten, als ihren gemeinſchaftlichen Vater lieben und ſegnen. Oft, ſehr oft ſind Tauſende und Millionen unſerer Brüder unglücklich, weil diejenigen, deren Pflicht es iſt, dem Fürſten die wahre Lage ſeiner Lande zu ſagen, niederträchtig genug ſind, dieſelbe vor ſeinen Augen zu verbergen. Was kann aber der Regent mit dem beſten Herzen, wenn er die wahren Uebel ſeines Staats nicht kennet? Was vermag der Arzt, wenn ihm Niemand die Beſchaffenheit des Kranken zu erkennen gibt? Und was vermag die wohlthätige Sonne, wenn dichte Nebel und Wolken ihre Stralen verſchlingen? — O!

wenn mancher Herrſcher aufrichtige Diener hätte, welche ihm den wahren Zuſtand ſeines Volkes, die Quellen des öffentlichen Elends, die Folgen und Wirkungen ſeiner Handlungen in dem biedern freimüthigen Tone des Menſchenfreundes ſchilderten, wenn er Räthe hätte, welchen mehr daran gelegen wäre, das Wohl ihrer Brüder zu bewirken, als ihre Kaſſen anzufüllen, wenn er — ſeltnes Glück der Fürſten! — wenn er Freunde hätte, welche Edelmuth genug beſäſſen, ihm auch dann die Wahrheit zu ſagen, wenn ſie ſeine Stirne in Falten ziehen, und ſein Auge umwölken möchte; — wenn er mit ſolchen edlen Männern umgeben wäre, gewiß! es würde die Summe des menſchlichen Elends um die Hälfte gemindert werden. — Wie viel Gutes hat nicht ſchon oft ein einziges Wort, am rechten Orte und zur rechten Zeit angebracht, eine bedenkliche Mine, ein patriotiſcher Seufzer geſtiftet! — Dies, meine Brüder, dies iſt die Pflicht desjenigen, welcher des nähern Umgangs und des Vertrauens des Regenten genießet! Er muß ihm die Wunden des Staats mit Offenherzigkeit entdecken, muß ihm wohldurchdachte Heilmittel vorlegen, muß ſich ſelbſt aufzuopfern bereit ſeyn, um ſeinen Fürſten zum Vater ſeines Volks, und ſeine Brüder glücklich zu machen. Anſtatt auf die einzelen Fehltritte ſeines Bruders Jagd zu machen, anſtatt die Gunſt des Fürſten durch kriechende Schmeichelei, und durch den Untergang ſeines verrathenen Freundes zu erbetteln, ſollte er die Thränen des ausgeſogenen Landmannes, und die Seufzer des darbenden

den Vaterlandes vor ſeinen Thron bringen: ſollte ihm die Wege anzeigen, auf welchen dem Bürger aufgeholfen, die Aufklärung und Induſtrie verbreitet, die Volksmenge vermehrt und genährt, der ganze Staatskörper geſund erhalten werden könne.

Es iſt ſchon viel gewonnen, meine Brüder, wenn der Regent von dem wahren Zuſtande ſeiner Unterthanen unterrichtet iſt: aber damit iſt noch nicht Alles gethan, was er von dieſen zu fordern berechtiget iſt. Der hellſte Kopf, und das beſte Herz werden ſich umſonſt vereinigen, für das Wohl des Staates zu arbeiten; wenn ſie nicht durch die Mitwirkung derjenigen, welchen der Fürſt einen Theil ſeiner Gewalt anvertrauet hat, unterſtüzt werden. Dieſen kommt es zu, das Gute, das vom Throne auf die Menſchheit ſtrömen ſoll, durch lebhafte Theilnehmung, durch getreue Ausführung, durch wirkſame Beiſpiele zu verbreiten. Sie ſind die Kanäle, durch welche die Wohlthaten des Fürſten fließen müſſen. Sie ſind die Werkzeuge, durch die er ſein Volk beglücken will. So wie es in ihrer Macht ſteht, unendlich viel Böſes mit zu ſtiften, ſo hängt es größtentheils von ihm ab, das Gute, das vom Regenten kommt, geltend zu machen.

Wo iſt der einzelne Menſch, der unter einer Menge von mehrern Tauſenden, und in einem Bezirke von vielen Meilen alles ſelbſt zu thun im Stand wäre? Ja, wenn ers wäre, ſo würde es doch nicht einmal rathſam ſeyn, es zu thun, weil dadurch das Ganze vernachläßigt werden

müßte. Der Regent hat nur für das Allgemeine zu ſorgen, Geſetze zu geben, Anſtalten zu treffen: die Vollſtreckung ſeines Willens, die Ausführung ſeiner Befehle iſt den Staatsbeamten übertragen.

Des Staatsbeamten Pflicht iſt es alſo, ſeinen Fürſten durch fleißiges Mitarbeiten zum allgemeinen Beſten zu unterſtützen.

Aber auch dies erklecket noch nicht, den Staat glücklich zu machen, wenn der Monarch nicht durch zweckmäſſige Beiträge fähig gemacht wird, ſeiner Perſon, Macht und Anſehen, ſeinen Verordnungen Nachdruck, und ſeinen wohlthätigen Entwürfen Ausfluß zu verſchaffen. Ohne große Summen läßt ſich keine gemeinnützige Anſtalt, keine Verbeſſerung in der Staatsverwaltung, kein großer Plan ausführen. Es iſt mit dem Reichthume im Staate, wie mit dem Blute im menſchlichen Körper. In dieſem iſt das Herz, und in jenem der Fürſt die Quelle, aus welcher die Lebenskraft ausſtrömet, und in welche ſie wieder zurücke kehrt. Hemmeſt du dieſen Umlauf, erhält das Herz nicht friſchen Chylus, und die Kaſſe des Regenten nicht friſchen Zuwachs, ſo entſteht Mattigkeit, Ohnmacht, Zuckungen, und der Tod daraus. Willſt du alſo, mein chriſtlicher Bruder, dein Vaterland glücklich ſehen, ſo weigere dich nicht, deinem Fürſten das zu reichen, ohne was er nicht wirken kann; ſo trag du gerne dein Schärſlein zur Beſtreitung der gemeinen Koſten, zur Beſoldung des Wehrſtandes, zur Erhaltung öffentlicher Inſtitute, Wege, Gebäude bei, ſo vergiß nicht, daß

das Volk verbunden ſei, ſeinen Monarchen mit verhältnismäßigen Geldſummen zu unterſtützen.

III.

Die dritte gerechte Forderung des Regenten iſt Nachſicht gegen ſeine Gebrechen und Schwachheiten. Es wäre das größte Unglück für die Menſchheit, wenn die Fürſten aufhörten, Menſchen zu ſein. Sie würden alsdenn ihre Forderungen leicht überſpannen, würden Niemanden Fehltritte, deren ſie ſelbſt unfähig wären, verzeihen wollen. Da ſie aber aus demſelben Staube, wie wir, gebildet, und mit denſelben Leidenſchaften und Bedürfniſſen behaftet ſind; ſo lernen ſie mit den Verwirrungen des Verſtandes und des Herzens ihrer Unterthanen Mitleiden tragen. Nur der vergiebt gerne Sünden, der ſelbſt fühlt, daß er Sünder iſt. Wenn es aber eine Wohlthat für die Menſchheit iſt, daß ihre Große nicht von Schwachheiten und Fehltritten ausgenommen ſind; ſo iſt es auch hinwiederum Pflicht des Unterthanen, dieſe an ſeinem Fürſten mit Liebe und Nachſicht zu dulden. Dieſe Pflicht verbindet ihn um ſo mehr, je häufiger die Hinderniſſe der Tugend, und je unfehlbarer die Reize und Verſuchungen des Laſters ſind, mit denen der Regent zu kämpfen hat. Kaum tritt er in die Welt ein; ſo wird er ſchon von feilen Höflingen umrungen, die jede ſeiner Leidenſchaften ausſpähen, um ſie auf Unkoſten der Tugend zu befriedigen: ſorgfältig werden von ihm alle Gegenſtände entfernt, die ihm nachdenkend, behutſam, und mißtrauiſch machen konnten. Ergö-

zungen ohne Maaſs und Ende werden erſonnen, um ihn in einem immerwährenden Taumel herum zu führen, um ihm keine Zeit zu laſſen, ſich ſelbſt zu beobachten, und die Abſichten derjenigen, die aus ſeinen Schwachheiten ihren Vortheil ziehen, zu errathen. Selbſt die Religion, dieſe getreue Beſchützerin der Tugend, wird ihm nur in der Ferne, nur unter ſolchen Anſtalten gezeigt, welche für ſein verwöhntes Auge nichts beleidigendes haben.

Freundſchaft, dieſe Stütze des Weiſen, dieſe Wegweiſerin des Rechtſchaffenen, ach! ſie iſt ſelten, äuſſerſt ſelten das Antheil des Fürſten. Und geſetzt, es würden durch eine beſondere Wohlthat der Vorſehung alle dieſe Hinderniſſe der Tugend, alle dieſe Gefahren, und Reize zum Laſter von einem Prinzen entfernt, geſetzt, er genöſſe der beſten Erziehung, des gründlichſten Unterrichts, und der wärmſten Freundſchaft; wäre da nicht die Herrſcherwürde an ſich ſelbſt ſchon ein Stein des Anſtoſſes? Würde nicht der Gedanke: Ich bin Herr, und alle dieſe ſind meine Diener, nur allzuoft in ſeinem Buſen ſchädliche Gefühle erregen? Unterſuche jeder ſein eigenes Herz, um zu ſehen, wie tief gewurzelt in der Natur des Menſchen die Begierde zu herrſchen, wie allgemein der Hang zum Depotismus ſey! Wenn wir bey einer etwaigen Erhöhung unſers Charakters, bey einer noch ſo kleinen Erweiterung unſerer Gewalt alle unſere Vernunft, Selbſtkenntniß und Menſchenliebe, ſo zu ſagen, aufbiethen müſſen, um in den gehörigen Schranken zu bleiben, und die Rechte

der

der Menſchheit nicht zu verletzen, wenn die geringſte Würde ſo viel Anziehendes, ſo ſtarke Reize zur Tyrannei hat: ſo muß ja die Fürſtenkrone die Verſuchungen zum Mißbrauche der höchſten Gewalt unendlich vervielfältigen und verſtärken. Dies ſind die Gründe, meine Brüder, welche den Menſchenkenner gegen die Fehltritte und Ausſchweifungen ſeines Regenten nachſichtig machen.

Wenn er alle, auch die gröbſten Vergehungen ſeines Mitmenſchen gerne duldet, ſo fordert er um ſo weniger, daß derjenige, der am meiſten zu kämpfen hat, und deſſen Leben mit den heftigſten Verſuchungen verbunden iſt, immer aufrecht ſtehen, nie unterliegen ſolle. Er fühlt es, daß er vielleicht, wenn ihn Gott auf den Thron geſetzt hätte, die Vorrechte deſſelben in einem weit höhern Grade würde mißbraucht haben. Er duldet und entſchuldigt daher alle Vergehungen der Großen, beſonders ſolche, welche nur auf ihre eigene Glückſeligkeit, nicht auf die Gluckſeligkeit des Staats nachtheilige Folgen haben. Er vergißt es nie, daß der Fürſt Menſch bleibe. Er decket nicht die Schande ſeines Vaters mit der Unverſchämtheit eines Cham auf, ſondern wirft mit liebevoller Beſcheidenheit den Mantel darüber, und ſeufzet in der Stille, daß es ſo ſchwer ſei, von dem ſtarken Weine, den die Herrſcherwürde darreicht, unberauſcht zu bleiben. Er wägt das Gute, das er an gekrönten Sterblichen findet, gegen ihre Schwachheiten ab: er freuet ſich, jenes zu rühmen, und hält es für ſeine Pflicht, dieſe zu entſchuldigen. —

Aber

Aber Heil und Wonne dem Lande, deſſen Regent das laute Zeugnis der Liebe und der Dankbarkeit ſeiner Unterthanen für ſich hat! Heil dem Fürſten, der Gehorſam, Unterſtützung und Nachſicht nicht zu fodern braucht, ſondern der als Vater unter ſeinen Kindern wandelt, und mehr durch Liebe, als durch Macht gebeut! Gerne gehorchen wir ihm — o! laſſet mich ihn ausſprechen, den theuren Namen — gerne gehorchen wir unſerm beſten **Karl Eugen**! Gerne wirken wir mit, ſeine edlen, menſchenfreundlichen Abſichten zu erfüllen, gerne flehen wir heute zum Schöpfer hinauf: Zeige ihm Herr, deine Wege, und mache ihn mit deinen Abſichten bekannt! Leite ihn auf dem Wege der Wahrheit, belehre ihn, denn ſein und unſer ſtetes Vertrauen iſt auf dich geſetzt. Dank dir, o König und Vater aller Welten, feierlicher Dank, daß du uns einen guten und weiſen Fürſten gabſt! Einen Fürſten, der Religion und Tugend ſchätzt, liebt, ausübt! einen Fürſten, deſſen höchſte Wolluſt es iſt, ſeine Kinder glücklich zu ſehen! Nimm beſonders heute unſer Dankgebet, nimm dieſe Thränen, die ein glückliches Land vor Freude und Zärtlichkeit weinet, gnädig auf! Heute feiern wir den ein und ſechszigſten Geburtstag unſers erhabenen Landesvaters: und noch lebt der Geiſt der Thätigkeit ganz in ihm, noch verſpricht uns ſeine kernhafte Geſundheit eine lange Reihe von Lebensjahren. O! daß dieſe Hofnung, Ihn noch lange zu beſitzen, nicht vereitelt werde! daß es doch dein heiliger Wille wäre, die Wünſche ſo vieler Tauſende zu erfüllen! Erhalte Ihn, o mein

mein Gott, zum Beſten deines Volks! Regiere Ihn, daß er ganz dein Ebenbild auf Erden ſei! Mache Ihn ſo glücklich, als du Ihn durch Weisheit und fürſtliche Thaten berühmt gemacht haſt! Führe Ihn auf dem Wege der Wahrheit, belehre ihn, denn ſein und unſer ſtetes Vertrauen iſt auf dich geſezt. Amen.

II.

II.

Von dem Einfluſſe des Chriſtenthums auf das Beſte des Staats.

Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt. Joh. XVIII. 36.

Man hat dem Stifter unſrer Religion ſchon oft den Vorwurf gemacht, er habe bei ſeinem Meſſiasgeſchäfte die Abſicht gehabt, die römiſche Herrſchaft zu Boden zu werfen, und auf ihren Trümmern ſich ſelbſt einen Thron zu errichten. Wirklich war dies die Hauptbeſchuldigung, wodurch die eiferſüchtigen Prieſter ſein Todesurtheil von Pilatus erpreßten. Aber das Reich Jeſus war nicht von dieſer Welt: ſeine Abſichten waren nichts weniger, als irrdiſch. Nicht zeitliche Macht, nicht vergängliche Kronen, ſondern ewige, unverwelkliche Glückſeligkeit ſollte das Erbe ſeiner Schüler ſein. — Allein — wie wunderbar, wie anbetenswürdig ſind die Anſtalten unſers Gottes! Eben jene Lehre, welche uns zu Himmelsbürgern bilden ſollte, mußte uns auch zu guten Bürgern des Staates bilden. Der Weg, der uns zur ſeligen Ewigkeit führen ſollte, mußte uns auch zum zeitlichen Wohlſtande führen. Das Evangelium der Kirche ſollte zugleich die Grundfeſte des Staates werden. Welch ein weit ausſehender — aber

auch welch ein würdiger Gegenſtand unſrer Betrachtungen! Wie angemeſſen unſern Zeiten, wie angemeſſen dieſer heiligen Stätte iſt er nicht! Laſſen Sie uns heute ernſtlich über denſelben nachdenken, und entziehen Sie mir Ihre Aufmerkſamkeit nicht, indem ich mir vornehme, Ihnen den wohlthätigen Einfluß des Chriſtenthums auf das Beſte des Staats zu zeigen.

I.

Wenn die Menſchen ſich freiwillig einem aus ihrem Mittel unterwarfen, ſo thaten ſie dies einzig um des allgemeinen Beſten willen. Ein Staat wird nur ſo lange glücklich ſein, als der Fürſt in ſeinen Schranken bleibt, und den Entzweck der bürgerlichen Geſellſchaft zur Richtſchnur ſeiner Handlungen macht. Sobald er dieſen aus den Augen verliert, und ſein Intereſſe von dem Intereſſe des Staats trennt; ſo iſt es um die Glückſeligkeit eines Volkes geſchehen. Wie leicht iſt aber nicht der Uebergang vom Beſten des Staates zum Privatvortheile des Fürſten, vom Rechte zum Misbrauche, von der Regierung zum Depotismus! Durchgehen Sie die Geſchichte aller Jahrhunderte; und Sie werden allenthalben die traurige Beſtätigung dieſes Satzes finden! Was läßt ſich auch anders erwarten, wenn wir die Natur des menſchlichen Herzens und den Gang ſeiner Leidenſchaften beobachten?

Der Regent iſt allmächtig, iſt ein Gott in ſeinem Staate. Er winkt, und es entſtehen neue Schöpfungen um ihn. Er zürnt, und alle Hinderniſſe ſeiner Abſichten ſchmelzen vor ſeinem Blicke, wie Wachs vor der Sonne.

Eine Menge Schmeichler und eigennützigen Sklaven umringen ſeinen Thron, und verkaufen ihm zu Allem, was er thut, ihren verführeriſchen Beifall. Er kennt keine Schranken ſeiner Gewalt, keinen Zaum ſeiner Begierden. Wie natürlich iſt nicht alsdenn die Verſuchung, die Vorrechte des Throns zu mißbrauchen, und aus einem Vater des Vaterlandes ein Tyrann zu werden? Wehe dann dem Volke, und wehe ſelbſt dem Fürſten, wenn dem Ausbruche des verheerenden Deſpotismus kein Damm entgegen geſezt iſt! Und dieſer Damm, meine Brüder, iſt das Chriſtenthum. Dieſes führt den Regenten auf die urſprüngliche Gleichheit der Menſchen zurücke, und zeigt ihm jenſeits des Grabes denſelben Richter, vor welchem er, und ſeine Unterthanen erſcheinen müſſen. Mit warnender Stimme ruft es ihm zu: Fürſt, ſey eingedenk, daß du Menſch biſt, daß du nur darum die Krone trägſt, um deine Kinder glücklich zu machen, und daß auch du dort oben deinen Herrn haſt! Dieſe Stimme ſetzt ſeinen Begierden Gränzen, ſchreckt den ausgeſtreckten Arm von der Gewaltthat zurücke.

Grundgeſetze, Volksverträge ſind nur äuſſere Bande, welche der Regent allemal durch gelehrte Miethlinge künſtlich aufzulöſen, oder mit dem Säbel zu zerhauen weiß. Aber die Stimme der Religion, dieſe redet laut in ſeinen Buſen, mit Flammenzügen ſind ihre Lehren ins Herz gegraben. Dieſe macht den Fürſten eigentlich zu dem, was er ſeyn ſoll, zum Vater ſeines Volks. Und dann welch eine Quelle von unbeſchreiblichen

Gütern

Gütern iſt dieſes: Wie ſehr wird dadurch die Liebe, das Anſehen, die Macht des Fürſten befördert? Die Herzen der Menſchen ſind elaſtiſch, ſie laſſen ſich von der Laſt des Depotismus nur einige Zeit lang zuſammen preſſen: aber in die Länge halten ſie es nicht aus. Bei der kleinſten Veranlaſſung, bei der nächſten Gelegenheit fahren ſie auf, und ſchnellen das Joch mit unbändiger Kühnheit hinweg. Aber die Feſſeln der Liebe läßt ſich der Menſch ſo gerne anlegen, an dieſen läßt er ſich führen, wohin man will.

Der geliebte Fürſt gebiethet weit unumſchränkter, als der gefürchtete. Ein Blick von ſeinem Vaterauge beſeelt Tauſende, und ſetzet Länder in Bewegung. Der Staat wird unter ihm zu einer guten Familie, deren Mitglieder unter einander wetteifern, dem gemeinſchaftlichen Vater zu dienen. Dann iſt der Souverain beſſer durch die Liebe ſeines Volkes geſichert, als durch Leibwachen und Schlöſſer. Denn was hat ein Vater, ſagte einſt ein weiſer König, was hat ein Vater zu fürchten, wenn er unter ſeinen Kindern einher geht? — Und was ſollen nicht die Kinder thun, wenn es ihr zärtlicher, kluger Vater beſiehlt?

Alle Geſetze, alle Verordnungen bekommen doppelten Nachdruck, doppelte Dauer, und Kraft durch die Liebe. Und iſt nicht die chriſtliche Religion die Mutter der Liebe? Iſt nicht der Geiſt des Evangeliums der Geiſt der Liebe? — Die Religion iſt es alſo, welche den Regenten an ſeine Pflichten feſſelt, und eben durch die Erfüllung dieſer Pflichten ſein und ſeines

Volks Wohl befeſtigt. Sie iſt es, der die Geſetze ihre ganze Stärke zu verdanken haben. Denn was ſind Geſetze ohne Sitten? Und was ſind Sitten ohne Religion? Und welche Religion verbeſſert die Sitten mehr, als die Religion des menſchenfreundlichen Jeſus? Wie ungerecht iſt nicht alſo der Philoſoph, der Staatsmann, der dieſe als entbehrlich oder gar als verderblich für den Staat anſieht! wie ungerecht der Machiavelliſt, der ſie aus dem Herzen des Fürſten verbannt, und blos als einen Zügel des Volks in ſeinen Händen ſehen will! Wie grauſam wirſt du verkannt heilige Religion, wie undankbar von denen zurückgeſtoſſen, welche du glücklich machen willſt! Wenn alle Hülfsmittel erſchöpft, alle Schranken geſprengt ſind, ſo biſt du noch die einzige Lehrerin des Fürſten: du predigeſt ihm unter dem betäubenden Geräuſche der Wohlluſt, und laut erhebt ſich deine Stimme über die ſanften Sirenengeſänge des Schmeichlers. Findeſt du ein gutes Herz in dem Regenten, ſo machſt du ihn zu einen wohlthätigen Engel, zu einer irrdiſchen Gottheit, zu einer unverſieglichen Quelle des Völkerwohls. Und iſt ſein Herz nicht edel, iſt es ſchon dem Laſter verkauft, ſo ſchreckeſt du ihn doch zurücke, und zwingſt ihn, weniger Böſes zu thun.

Ja, meine Brüder, die ſanfte menſchenfreundliche Religion Jeſus iſt es, welche den Sterblichen gute Regenten gibt; ſie iſt es, welche den Deſpotismus auch dort verbannt, wo ihn Klima und andere Umſtände begünſtigen.

Men-

Menſchen, wollet ihr ſehen, wie wahr das ſey, ſo vergleicht die chriſtlichen Fürſten mit den heidniſchen, oder muhammedaniſchen. Verſetzet euch in die unſeligen Gegenden, deren Beherrſcher noch nicht durch die Stralen des Evangeliums ſind erleuchtet worden.

Durchgehet die Jahrbücher der Vorwelt, und vergleichet die Fürſten des Heidenthums mit den Fürſten des Chriſtenthums! Vergleicht die Blutſtröme, welche Griechenland und Italien in den Zeiten des Aberglaubens fließen ſahen, mit dem ſanften Geiſte des Friedens, der die Geſchichte des Chriſtenthums, im Ganzen genommen, auszeichnet! Vergleicht ſie, und ſehet, ob nicht der Einfluß des Chriſtenthums auf das Wohl der Staaten von Seiten des Regenten zu allen Zeiten der wohlthätigſte geweſen ſey.

II.

Allein hier dörfen wir noch nicht ſtehen bleiben. Eine Religion würde noch nicht die ehrwürdigſte, die liebenswürdigſte ſeyn, wann ſie einen guten Vater bildete, aber die Kinder ausarten ließe, das iſt, wenn ſie nicht eben ſo wohlthätigen Einfluß auf den Staat von Seiten des Volkes, als von Seiten des Regenten hätte. Wie leicht iſt es aber, dies von der chriſtlichen Religion zu erweiſen! aus Gründen und Thatſachen zu erweiſen! Worinn beſteht wohl die Glückſeligkeit eines Volks? Ich glaube, in dieſen zwei Stücken: Wohlſtand von innen, und Sicherheit von auſſen. Jener wird durch Aufklärung, Induſtrie, und Volksmenge bewirkt: dieſe iſt die Frucht der Macht und Gerechtigkeit. Durch

Aufklärung werden die Sitten verfeinert, die Wiſſenſchaften verbreitet, die Künſte vervollkommnet. Induſtrie iſt die Quelle des Reichthums, das Erhaltungsmittel des geſunden, und das Heilmittel des kranken Staatskörpers. Zur Induſtrie ſind Hände vonnöthen, und aus dem Schooſe der Induſtrie ſelbſt entſteht die Bevölkerung. Anwachſende Volksmenge fordert mehr Nahrung, mehr Nahrung fordert mehr Fleiß, mehr Fleiß führt auf neue Erfindungen, und ſo dreht ſich der Wohlſtand einer Nation im Zirkel herum, und erzeugt ſich aus ſich ſelbſt. — Iſt dies die wahre Orthodoxie der Staatskunſt? — Nun, ſo ſind ja Staatskunſt und Jeſusreligion nicht Feindinnen, ſo iſt ja dieſe die thätigſte Freundinn, die Stütze der erſten, ſo wird ja das chriſtlichſte Volk auch das glücklichſte ſeyn. Denn das Chriſtenthum befördert erſtens die Aufklärung, ſo ſehr es auch ſeine Feinde von dieſer Seite herabzuwürdigen ſuchen. Wenn es einige Geheimniſſe lehrt, welche über den Geſichtskreis ſterblicher Augen hinausgehen: wenn es in einigen wenigen Stücken Glauben ſtatt Einſicht fordert; ſo läßt es uns dafür das ganze Feld der Natur frei, ſo ſtreitet es mit keiner aus allen Wiſſenſchaften, ſo legt es uns die Pflicht auf, die Wahrheit zu ſuchen, und unſere Kenntniſſe zu vervielfältigen.

Das Geſetzbuch des Chriſten iſt die Bibel. Welch eine Menge gelehrter Einſichten erheiſcht nicht die richtige Erklärung derſelben! Wie viele Köpfe beſchäftigt nicht ihr unermeſſener Umkreis! was haben nicht die Sprachkunde, die

Erdbe-

Erdbeſchreibung, die Geſchichte, die Lektüre der Alten, die Kritik, die Auslegungskunſt durch das Bibelſtudium gewonnen! Und umgekehrt, was hat nicht die Kenntnis der Religion durch jene Wiſſenſchaft gewonnen! — Und man behauptet noch, das Chriſtenthum hemme die Aufklärung? Geſetzt aber, dieſe Beſchuldigung wäre ſo richtig, als ſie es nicht iſt; hat nicht das Chriſtenthum die Kenntnis unſerer Pflichten die Volksmoral erweitert und allgemein gemacht? Vor achtzehnhundert Jahren war die Sittenlehre nur das Eigenthum weniger philoſophiſcher Sekten, wurde nur in finſtern einſamen Schulen gehört! Jezt wird ſie auf dem Dache geprediget, wird dem Kinde ſchon im zarteſten Alter eingeflößt, wird dem Hirten und Bauern ſo gut, als dem Handelsmanne und Gelehrten verkündet. Geſezt alſo auch, die Religion wäre keine Freundinn der Gelehrtſamkeit, ſo iſt ſie doch die Aufklärerin des Volkes in der weſentlichſten, nothwendigſten Wiſſenſchaft, in der Wiſſenſchaft des Rechts und Unrechts, ſo iſt ſie doch die Sittenlehrerin der Nationen.

Allein was nüzte dieſe Sittenlehrerinn dem Staate, wenn ſie den Müßiggang, dieſe Peſt der Länder, begünſtigte? „Eine Religion, ſagt einer von den neueren Beſtreitern des Chriſtenthums, Helvetius, eine Religion, welche uns die Erde als eine Pilgrims-Herberge ſchildert, und unſere Begierden in andere Welten zieht, wird eben keine fleißigen Ackersleute bilden. Eine Religion, welche den Reichthum für verderblich anſieht, und die Armuth als das höchſte Gut

anpreißt, wird eben keine großen Handelsleute, keine induſtriöſen Geſellſchafter hervor bringen." — Verdient aber die Religion Jeſus dieſe Vorwürfe? Iſt ſie wirklich der Induſtrie nachtheilig? Empfiehlt ſie dieſelbe nicht vielmehr auf das nachdrücklichſte? Will ſie etwa Müßiggänger bilden, wenn ſie den Faulen durch den Mund Salomons zu den Ameiſen hinweiſet, um von ihnen Arbeitſamkeit und kluge Haushaltung zu lernen? Will ſie der Trägheit das Wort reden, wenn ſie durch Paulum ruft: Wer nicht arbeitet, der ſoll auch nicht eſſen? Iſt ſie die Beſchützerinn der Unthätigkeit, wenn ſie uns lehrt, daß wir von jeder Minute, die wir unnütz zugebracht haben, werden Rechenſchaft geben müſſen; Wenn ſie den Müßiggang als die Quelle aller Laſter, die Arbeit hingegen als die fruchtbarſte Mutter der Tugend ſchildert? Schreckt ſie vom Gewerbe, vom Feldbaue ab, wenn ſie durch die heiligſten Geſetze Jedem ſein Eigenthum ſichert? — Freilich läßt ſie uns beſſere, unverwesliche Reichthümer, freilich erweitert ſie unſere Hofnungen in die Gefilde der Unſterblichkeit. Aber ſie verdammt nicht den Beſitz, ſondern den Mißbrauch des Reichthums, ſie betrachtet ihn als ein Mittel, Gutes zu thun, wenn ſie ihn gleich für das lezte Ziel unſerer Wünſche zu klein glaubt: ſie verſpricht uns die künftige Seligkeit nur alsdenn, wenn wir in dieſem Leben die Pflichten guter Menſchen und rechtſchaffener Bürger werden erfüllet haben. — Sie will, der Reiche ſolle den Dürftigen laben, der Vater ſolle für ſeine Familie,

milie, der Fürſt für den Staat ſorgen: — Und ſie verdammte die Induſtrie, dieſes unentbehrliche Mittel zu Vermögen zu kommen? Nein, Himmelsreligion, ſolche Widerſprüche lehrſt du nicht! Wenn du die Armuth als ein Gut empfiehlſt, ſo iſt das nur die Armuth des Geiſtes, und wenn du die zeitlichen Güter zu verlaſſen räthſt, ſo iſt das nur für jene kleine Anzahl, welche du in deinen beſondern Schutz genommen, und zu beſondern Abſichten beſtimmt haſt. — Haben die Menſchen deine Lehren misverſtanden, haben ſie unter dem Vorwande der Armuth dem Müßiggange gefröhnt, haben ſie ihre Köpfe und Hände aus frommer Dummheit für die Menſchheit unthätig gemacht, und der Armuth etwa gar geſchworen, um ſie nicht zu ertragen; ſo iſt das Misdeutung deiner göttlichen Philoſophie, ſo iſt es Frucht der Schwärmerey, nicht Vorſchrift des Evangeliums. Dieſes predigt nichts ſo ſehr, als Arbeit, und Arbeit der einzelnen Glieder macht doch wohl die Induſtrie einer Nation aus, wenn ſie zweckmäßig und vortheilhaft vertheilt wird? — Befördert aber das Chriſtenthum die Induſtrie, ſo vermehrt es eben dadurch die Bevölkerung: Arbeit verſchafft Nahrung, und wer Nahrung hat, der verſagt ſich nicht lange die Freuden und Vortheile des Eheſtandes.

Ich übergehe die Vortheile, welche der Bevölkerung durch Aufhebung der Vielweiberey zugewachſen ſind. Ich ſchweige von dem traurigen Zuſtande ſolcher Nationen, in welchen jene Feindinn der Bevölkerung herrſchet.

Die Religion Jeſu befördert alſo Aufklärung, Induſtrie, und Bevölkerung: ſie gründet alſo den Wohlſtand des Staats von innen. — Aber auch von außen ſichert ſie ihn. Durch ſeine Macht, eine natürliche Folge des Wohlſtandes, macht er ſich ſeinen Nachbaren ehrwürdig: durch die Gefälligkeit, durch die Gerechtigkeit, welche er gegen ganze Völker ſo gut, als gegen einzelne Menſchen ausübet, macht er ſich liebenswürdig. Wer würde eine Nation von lauter guten Menſchen, von wahren Chriſten angreifen? Und wenn er's thäte, wie viele Hände würden ſich nicht vereinigen, ein friedfertiges, wohlthätiges, menſchenfreundliches Volk zu ſchützen? — Man ſage mir nichts von den blutigen Kriegen, welche die Eingeweide chriſtlicher Staaten zerriſſen, nichts von den Verwüſtungen, welche unter dem Vorwande der Religion, Länder entvölkert haben. Sie waren nicht Wirkung des Chriſtenthums, ſondern der Schwärmerey, und des Fanatismus. Wie ungerecht wären wir, wann wir ſie auf Rechnung der liebenswürdigſten aller Religionen ſchreiben wollten! Und wenn eine Sache darum verworfen werden darf, weil ſie mißbraucht wird, o! ſo müſſen wir die Staatskunſt, die bürgerlichen Geſetze, die jede geſunde Vernunft ſelbſt verwerfen. — Wohlthaten hören nicht auf, Wohlthaten zu ſeyn, wenn ſie gleich von Undankbaren, oder Unverſtändigen misbraucht werden.

O, meine Brüder! Wir wiſſen nicht, was wir der Religion ſchuldig ſind! Wir gleichen wollüſtig erzogenen Kindern, welche nie ein Kran-

kenhaus, oder eine Bettlerhütte geſehen haben, und ihren köſtlichen Tiſch, weil er ihnen täglich gedeckt wird, als eine ganz gleichgültige, ja nothwendige Sache anſehen.

Könnte ich Sie auf eine Anhöhe führen, von welcher wir die ganze Erdfläche überſehen könnten! Könnte ich Ihnen die unermeſſenen Länder zeigen, worinn der Aberglaube, und das Heidenthum thronet! Die Natur hat hier alles verſchwendet, was ein Volk glücklich machen könnte. Und dennoch liegen die Felder öde, die Städte ſind gegen die unſrigen einſam, die Dörfer ſelten, der Innwohner Anzahl äußerſt geringe. Etliche hundert Muhammedaner oder Heiden ernähren ſich kümmerlich, wo Millionen Chriſten im Ueberfluß leben würden. Scheint Ihnen dies zu übertrieben? Schauen Sie nur um ſich her! Seit wann blühen um uns dieſe Weinberge? Seit wann grünen dieſe Saatfelder? Seit wann wimmelt dieſe Gegend von Menſchen? Wer hat unſere Väter aus den Wäldern geführt? Wer hat ſie vom Pferdefleiſch entwöhnt? Wer hat ſie zu Menſchen, zu glücklichen Bürgern gemacht? Fragen Sie die Jahrbücher, und ſehen Sie, ob nicht die Kultur Deutſchlands mit dem Wachsthum der Religion in gleichen Schritten fortgegangen ſey. Ja, meine Brüder, der Religion haben wir's zu danken, daß wir geſittete Menſchen ſind. Mir iſt, als hört' ich ſie rufen: „Menſchen verkennt mich nicht! Schlagt nicht aus nach eurer Mutter, und tretet eure Freundinn nicht unter die Füße! Ihr waret roh, und ich bildete euch: ihr

waret unthätig; und ich beſchäftigte euch: ihr waret ein kleines Häuflein, und ich vermehrte euch, wie die Sandkörner am Ufer des Meeres. — —

Fürſten der Erde, ich ſetzte euch Schranken, aber eben dieſe Schranken ſind die Schutzmauern eures Thrones! Ihr könnt Geſetze geben, aber ich lehre ſie beobachten. Wollt ihr gute Unterthanen haben, ſo ſeyd gute Chriſten! Völker! wollt ihr reich und mächtig werden, wollt ihr Wohlſtand von innen, und Sicherheit von außen haben, ſo bleibt meinen Vorſchriften getreu.“ Amen.

III.
Von der
Pflicht des Regenten,
das
Beſte der Religion zu befördern.

Das himmliſche Reich iſt einem Senfkorn ähnlich, welches ein Menſch auf ſeinen Acker ſäete. Dies iſt zwar eines der kleinſten Saamkörner; wenn es aber aufwächſt, ſo iſt es eines der größten unter den Kräutern, ſo daß es ein Baum wird, unter welchem Vögel ſitzen, und ihre Neſter auf die Zweige deſſelben bauen. Matth. XIII. 31. 32.

Wenn Fürſten zu beneiden ſind, ſo ſind ſie es blos deswegen, weil ſie einen größern Wirkungskreis, mehr Macht, und Gelegenheit haben, Gutes zu ſtiften, als andere Sterbliche. Wer ihre Größe, welche den fernen Zuſchauer mit den heftigſten Stralen blendet, in der Nähe beſchaut, wer das niederdrückende Gewicht der Krone, den Zwang des Purpurkleids, und die vielen Opfer, welche die Herrſcherwürde von ihrem Beſitzer fordert, genau und unpartheiiſch beherzigt, der wird ſich gerne mit dem Stande begnügen, welchen ihm die Vorſicht unter der niedrigern Menſchenklaſſe angewieſen hat; der wird nie in Verſuchung kommen, nach dem Zepter eines Fürſten mit neidiſchen Blicken

Blicken zu ſchauen. So wie ein Kind, das einſt Länder beherrſchen ſoll, in die Welt eintritt, wird es von feilen Höflingen und eigennützigen Sklaven umgeben, welche ſeinem unmündigen Verſtande, der noch unfähig iſt, ſich gegen den Betrug zu wehren, jene Grundſätze aufzudringen ſuchen, bei dem ſie in der Folge ihre Rechnung zu finden hoffen. Man durchforſcht das Temperament, und die Neigungen des aufwachſenden Prinzen, man lockt jede ſeiner Leidenſchaften künſtlich hervor, nicht um ſie zum allgemeinen Beſten zu lenken, ſondern um ſie zu Werkzeugen ſeiner Privatabſichten, und eigennütziger Entwürfe zu mißbrauchen. Durch ein ewiges Geräuſche, durch aufgehäufte Luſtbarkeiten, und nichts werthe Beſchäftigungen ſucht man ihn ſtets von ſich ſelbſt, und von der Wahrheit zu entfernen. So wird ihm der Weg zur Selbſtkenntnis, zur Kenntnis der Menſchen überhaupt, und ſeines Volkes inſonderheit verhauen: ſo werden ihm mit ſtarken Ketten die Hände gebunden, Gutes zu thun, ſo wird er verrathen, ehe er wiſſen kann, wer ſeine Verräther ſind. —

Welch ein Adlerauge gehört dazu, dieſe zu entdecken! Welch ein hoher Grad von Wahrheitsliebe, welch ein Fond von ununterdrückbarer Rechtſchaffenheit muß nicht dem Fürſten zugeſtanden werden, der durch alle die Nebel der Schmeichelei dringt, durch alle Hinderniſſe der Erziehung und des Hoflebens hindurch zur Würde eines guten Regenten und Vaters ſeines Volks ſich empor arbeitet! Dann, meine Brüder, dann verdient er erſt bewundert und beneidet zu werden!

den! dann iſt jeder Augenblick ſeines Lebens ein theurer Schatz für den Unterthanen, dann ſtrömt Völkerglückſeligkeit aus der reichhaltigen Quelle ſeines Herzens; dann wachſen Blumen und Früchte des Segens unter jedem ſeiner Tritte hervor.

Wer kann ſie zählen, dieſe ſchönen Thaten, welche in ſeinem Buſen erzeugt, und in ſeiner Hand zur Grundfeſte der Glückſeligkeit künftiger Jahrhunderte werde? Wie viele Wege ſtehen ihm offen, wie viele Mittel zu Gebote, Menſchen, ſeine Brüder, glücklich zu machen! Und welch ein entzückender Anblick muß das für ſein Vaterauge, welch eine berauſchende Wolluſt für ſein gefühlvolles Herz ſeyn, wenn er all das Gute um ſich herum ſieht, das er gethan hat, und das er noch thun kann! Jeder, der ihm eine Wunde ſeines Staats aufdeckt, wird ihm willkommen, jeder, der ihm ſeine Pflichten predigt, oder weiſe Entwürfe zur Vervollkommung ſeiner Regierung vorlegt, wird ihm ein Geſandter des Himmels ſeyn.

O! daß ich doch auch im Stande wäre etwas zu dieſer Abſicht beizutragen! Wichtige Wahrheiten vor den Thron des Fürſten zu bringen! Staatsmännern ſie es überlaſſen, Plane für die Finanzen, Juſtitz und Polizei zu entwerfen, und vorzutragen! Dem Regenten zu zeigen, wie er dadurch das Wohl des Staats befördern ſolle. Hier aber an dieſer heiligen Stelle will ich es wagen, zu zeigen, wie er das Wohl der Religion, von welcher das Wohl des Staats unzertrennlich iſt, befördern könne, und ſolle. Man

müßte

müßte ungerecht ſeyn gegen die Verdienſte der chriſtlichen Kaiſer und Fürſten, wenn man ihnen nicht einräumen wollte, daß ſie vorzüglich die Verbreitung der wohlthätigen Religion Jeſus bewirkt haben, und daß durch ihren Schutz das Senftkorn des Evangeliums, dieſer ſo kleine — in einem Winkel der Erde verſteckte Saamen, zu einem Baume aufſchoß, der nun die ganze Erdfläche wohlthätig überſchattet. Was jene gute Volksväter gethan, kann noch heute der Fürſt thun. Und wie er es thun könne, durch welche Mittel er das Beſte der Religion bewirken könne, dies zu zeigen iſt die Abſicht meiner heutigen Rede, und der Gegenſtand meiner Aufmerkſamkeit.

I.

Nach den erſten Grundſätzen des allgemeinen Staatsrechts, darf keine Geſellſchaft, ſie mag Namen haben, wie ſie will, errichtet werden, keine kann rechtskräftig beſtehen, ohne ſich der höchſten Abſicht des Regenten zu unterwerfen. Auch die Kirche, oder die Gemeine derjenigen, welche ſich zu einer gewiſſen Religion äuſſerlich bekennen, iſt von dieſem Geſetze nicht ausgenommen. Religion und Völkerwohl, Kirche und Staat ſind ſo innig mit einander verflochten, daß der Fürſt, der die Aufſicht über Religion und Kirche aus den Händen ließe, nur, oder kaum zur Hälfte regieren würde. Der Regent hat alſo das Recht der höchſten Aufſicht über die Religion. Die zweckmäſige Ausübung dieſes Rechts iſt das erſte, nothwendigſte Mittel, das Beſte der Religion zu befördern.

Es

Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß dieſe Aufſicht ſich nicht auf die Handlungen jedes Kirchengliedes insbeſondere erſtrecken muß. Dies wäre ein unbilliges, Menſchenkräfte überſteigendes Begehren. Der Regent hat ſo gut, als andere Menſchen, nur zwei Augen zu ſehen, und nur zwei Ohren zum hören, und nur einen Kopf zum denken. Wie ſollte er alſo im Stande ſeyn, jedes Glied der Kirche in Einzelnen kennen zu lernen? Wie ſollte er nicht, wenn er dies wollte, eben dadurch das Größere und Wichtigere, die Ueberſicht des Ganzen vernachläſſigen müſſen? Folglich ſein Augenmerk nur hauptſächlich auf diejenigen gerichtet ſeyn, welche die Maſchine der Religion, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, unmittelbar in ihren Händen haben, und denen die Obſorge für die geiſtigen Bedürfniſſe der Kirche anvertraut iſt. Das Volk hängt ganz von ſeinen Lehrern ab: nach dem Charakter des Predigers ſowohl, als nach ſeinen Worten bildet ſich der große Haufen. Was ſind die beſten Geſetze, wenn ſie nicht durch Mitwirkung der Religionslehrer dem geheiligt, und dem gemeinen Manne ans Herz gelegt werden? Welche Unternehmung des wohlthätigen Fürſten braucht nicht, um zu ihrer Reife gebramt zu werden, die Unterſtützung derjenigen, welche das Herz des Unterthanen in Händen haben?

Wir haben Beiſpiele der ſchönſten Verordnungen, und der heilſamſten Geſetze, welche durch das Entgegenarbeiten des Aberglaubens und der Schwärmereien auf der Kanzel in ihrer Blüthe erſtickt wurden. Alle große Staatsmänner ſahen

hen daher die Mitwirkung der Geiſtlichkeit zur Ausführung gemeinnütziger Anſtalten, von jeher als eine höchſt wichtige, unentbehrliche Sache an. Nichts iſt ſo gut, das der geweihte Thor nicht zu Grunde richte, aber auch nichts ſo ſchwer und unausfühlbar, das der Menſchenfreund im Talar nicht betreiben und zu Stande bringen könnte.

Es kommt alſo unendlich viel darauf an, daß der Regent auf die Wahl, auf das Betragen, und auf den Unterhalt der Religionslehrer ein aufmerkſames Auge habe. Stellt er Thoren zu Lehrern auf, was werden ſie predigen, als Unſinn? Läßt er Gebrandmarkten die Hände auflegen, was darf man ſich von ihnen verſprechen, als Schande und Aergernis? Wenn er den blinden Haufen Blinde zu Führern giebt, werden nicht beide in die Grube fallen? Will er aber das nicht, will er Wahrheit und Tugend unter ſeinen Unterthanen ausgebreitet haben, o! ſo muß er genau den Werth derjenigen ſichten, welche ſich dem Lehrſtuhle der Kirche widmen wollen. Eine kleine Portion Sauerteig, unter einen großen Haufen Mehl gemiſcht, ſezt die ganze Maſſe in Gährung: und ein einziger Mann, dem Volke zum Lehrer und Muſter aufgeſtellt, bildet die Sitten des ganzen Volkes um. Sorgfältig unterſucht alſo der weiſe Regent, ob dieſer Wiſſenſchaft, und Tugend im hinlänglichen Grade beſitze. Fehlt es ihm an Welt- und Menſchenkenntnis, an Einſichten in die Religion, welche er predigen ſoll, und vorzüglich in den praktiſchen Theil derſelben, an Bekanntſchaft

ſchaft mit der Schrift, dieſem Grundgeſetzbuche des Chriſten, und an der Gabe der Beſcheidenheit; ſo mußte der Regent ein Feind ſeines Landes, müßte ein Tyrann ſeyn, dem es Vergnügen wäre, über eine Heerde dummer Halbmenſchen zu gebiethen, wenn er ihn auf den Lehrſtul der Kirche ſetzen wollte.

Aber noch ſträflicher würde der Schritt des Regenten ſeyn, wenn er dem Böſewichte dieſen wichtigen Poſten anvertraute. Der Mann von böſen Herzen, Gott! welch ein fürchterliches Uebel iſt es nicht für die Menſchheit, wenn er ſeine unedlen Begierden und Leidenſchaften unter dem Kirchenrocke verbergen kann! Tugend ohne Aufklärung, wenn ſie doch jemals exiſtiren kann, ſtiftet wenigſtens nichts Böſes, ob ſie gleich nicht alle das Gute erzeugt, daß ſie am Arme der Aufklärung erzeugen würde: aber Aufklärung ohne Tugend, ein feiner Kopf mit böſen Herzen, erſticket jeden Keim des Guten, zertritt jede aufwachſende Tugend, und verbreitet Laſter und Unheil rings um ſich herum. Tugend und Wiſſenſchaft müſſen alſo nie von einander getrennt werden, wenn es um die Auswahl eines Volkslehrers zu thun iſt.

Aber bei der Wahl, meine Brüder, darf der Regent nicht ſtehen bleiben. Sein Auge muß auch auf das nachherige Betragen des Mannes, den er wie einen Leuchter aufgeſtellt hat, gerichtet bleiben. Die Pflichten des Religionslehrers ſind zu wichtig, zu mannichfaltig, als daß man nicht auf die gewiſſenhafte Erfüllung derſelben genau ſehen ſollte. Menſchen ſind kei-

ne Maſchinen, welche man nur aufziehen darf, um ſie nach beſtimmten, nothwendigen Regeln gehen zu machen. Sie ſind veränderlich, und der hofnungsvollſte Jüngling kann, auf einen wichtigen Poſten geſtellt, zum laſterhaften Manne herabſinken. Oft entwickelt ſich erſt im thätigen Leben der Keim des Laſters, der unſichtbar im Buſen des unverſorgten Mannes geſchlummert hat. Unglücklich genug die Gemeinde, wenn dies der Fall bei ihrem Lehrer iſt. Wenn er durch Handlungen niederreißt, was er durch Worte aufbaut! Wenn er durch niedrige Ausſchweifungen, durch öffentliche Aergerniſſe die Religion, die er predigt, ſchändet, das Amt, mit dem er bekleidet iſt, entehrt! Aber unglüklicher noch, wenn keine höhere Macht dem einreiſſenden Verderben ſteuert! Wenn der Fürſt das unvermögende Volk dem Strome des Aergerniſſes Preis gibt, und den Wolf im Hirtenkleide nicht beſſert, oder von der Heerde entfernt, die er grauſam aufzehrt.

Welch ein weites Feld eröffnet ſich nicht hier dem Fürſten, Böſes zu hindern, und Gutes zu thun! Wie viel muß nicht die wahre Religion durch genaue Aufſicht über die Sitten der Volkslehrer gewinnen! Aber noch eins fehlet, meine Brüder, um den wohlthätigen Einfluß der obrigkeitlichen Aufſicht auf das Beſte der Religion vollkommen zu machen. Der Regent muß nicht allein tüchtige Männer zu Lehrern aufſtellen, ſie nicht allein beobachten, er muß ſie auch in ſolche äuſſerliche Glücksumſtände verſetzen, daß ſie ihrem Amte mit Würde, und ohne qualende

Nahrungs-

Nahrungsſorge vorſtehen können. Das Studium der Religion fordert einen heitern, nicht mit Nahrungsſorgen angefüllten Kopf: es fordert ein ruhiges — nicht mit den Seufzern der Armuth unterbrochenes Nachdenken. Wer des Morgens, wenn er erwacht, erſt mühſam darauf ſinnen muß, wie er die dringendſten Bedürfniſſe des Lebens befriedigen ſoll, der wird ſich nie zu jenen feierlichen Betrachtungen aufſchwingen können, welchen der ſtille, ſorgenfreie Philoſoph in einſamen Stunden nachhängt. Nebſt dem muß der Volkslehrer, die Liebe, das Zutrauen, die Hochachtung ſeiner Gemeinde beſitzen, um nützlich zu ſeyn. Nun iſt nichts fähiger dies zu bewirken, als Werke der Mildthätigkeit, von Prieſterhänden ausgeübt. Wer ſchöpft aber Waſſer aus einer ausgetrokneten Ziſterne? Und wer pflükt Roſen auf dürren Heiden? Soll alſo der Volkslehrer nützlich ſeyn, ſo muß er durch den Regenten in den Stand geſezt werden, mildthätig zu ſeyn. Dann iſt jeder Dankſeufzer des Armen, jede Thräne des Unglüklichen, aus Erkenntlichkeit geweint, eine neue Stütze der Tugend, ein neuer Beweis der wohlthätigen Religion, und eine köſtliche Frucht der weiſen Aufſicht eines Fürſten, dem Religion, und vorzüglich praktiſche Religion am Herzen liegt.

II.

Aus dem Rechte der höchſten Aufſicht über die Religion, welche im Staate herrſcht, oder geduldet wird, entſteht ein anderes, eben ſo weſentliches und unläugbares, nämlich, das Recht,

nützliche Verordnungen zum Beſten der Religion zu machen. So, wie der Regent Alles, was in ſeinem Staate vorgeht, wiſſen muß; ſo muß auch Alles ſeinen weiſen Geſetzen und Anſtalten gehorchen. Die Zeiten ſind vorbei, in welchen man dem Fürſten aus allerlei unkräftigen Gründen, dieſes Recht, in Anſehung der Religion, ſtreitig machte, und wohl gar entriß. Man ſah' es endlich ein, daß gewiſſen Unordnungen und Mißbräuchen, welche die Diener des Altars entweder aus Eigennuz nicht haben wollten, oder aus Schwäche nicht haben konnten, nur durch die weiſen und nachdrücklichen Verfügungen gekrönter Menſchenfreunde geſteuert werden mußte. Nur die innere Ueberzeugung liegt auſſer der Sphäre der weltlichen Macht. Ueber die Religion der Herzen hat kein Sterblicher zu gebiethen. Aber das ganze Auſſenwerk, die ganze Schale, oder wenn ich mich ſo ausdrücken darf, das Kleid und die Verzierung der Religion iſt in den Händen des Landesherrn.

Wenn er über alles zu gebiethen hat, was das allgemeine Beſte des Staats erfordert, wenn ferner dieſes allgemeine Beſte des Staats mit der Aufklärung und Sittlichkeit des Volks inniglich verbunden iſt, wenn endlich Aufklärung und Sittlichkeit von dem Zuſtande der Religionsbegriffe, und des äuſſerlichen Gottesdienſtes im hohen Grade abhängen: ſo iſt ja offenbar, daß der Regent über all dasjenige, was zur äuſſerlichen Religion gehört, unumſchränkt

zu gebieten habe. — Sie ſehen von ſelbſt, meine Brüder, wie mannichfaltige Mittel, der Religion wichtige Dienſte zu leiſten, dieſes Recht dem Fürſten darbiete.

Keine Religionspartei beſteht aus Engeln: Beide Vorſteher ſo wohl, als Zuhörer ſind Menſchen, und es iſt aus der Natur der Sache ſelbſt Gott unmöglich, eine Religion zu ſtiften, welche keinen Mißbräuchen, keinen Gebrechen, unterworfen wäre So lange Menſchen ſind, wird es in ihren Religions-Theorien Lükken geben, welche ausgefullt, Wunden, welche geheilt, ſchleichende, verjährte Krankheiten, welche gehoben werden müſſen. Dieſe Lükken auszufüllen, dieſe Wunden zu heilen, dieſe Krankheiten zu heben, iſt Pflicht und Recht des Fürſten. Ihm kommt es zu, die Kanzel von abergläubiſchen Legenden, von unnüzzen Kontroverſen, und liebloſen Ausfällen auf anderſt denkende Brüder zu reinigen. Er iſt im Stande, die Sakramente durch äuſſere Anſtalten ehrwürdiger, und ihren Genuß zweckmäſiger zu machen: von ſeinem Winke hängt es ab, das öffentliche Gebet herzandringend, belehrend, und wirkſam zu machen: leeren Schall und Luftgetöſe, bei welchen der Verſtand nichts denkt, und das Herz nichts empfindet, aus den heiligen Mauern der Kirche zu verbannen: die Menſchen immer mehr mit Gott und ihren Pflichten bekannt zu machen, und ſie bis zum Altare durch Mittheilung der feierlichen Geheimniſſe in ihrer Landesſprache, hinzuführen. O! meine Brüder, Segen und Wonne

über das Haupt des Regenten, der dies alles in dem Maaſe thut, das ihm ſeine Macht, durch die Beſcheidenheit gelenkt, vorſchreibt! Sein iſt das ganze Verdienſt der Aufklärung, die dadurch verbreitet wird, ſein die Früchte der Tugend, die dadurch gepflanzet wird, ſein die Hofnung der künftigen Güter, welche dadurch dem Volke bereitet werden.

III.

Nur noch Eins meine Brüder! und das groſze Werk iſt vollendet. Aufſicht und weiſe Verordnungen ſind nothwendig, ſind wirkſam zum Beſten der Religion; aber noch weit nothwendiger, noch weit wirkſamer iſt das Beiſpiel des Fürſten ſelbſt. Wenn der Fürſt ſich ſelbſt, als den erſten Unterthanen des Staats betrachtet, wenn er jedes Geſetz, das er zum Beſten der Religion gibt, zuerſt beobachtet, wenn er jede ſeiner Vorſchriften durch zuvor kommende Befolgung heiligt; dann, meine Brüder, dann iſt die Glückſeligkeit eine Kirche, das Wohl der Religion dauerhaft gegründet! Dann wird nichts im Stande ſeyn, ihre Grundveſte zu erſchüttern!

Wer richtet ſich nicht nach dem Fürſten? Und wer nimmt nicht den Ton des Hofes an? — Liegt der Regent, vor dem Könige der Könige, vor dem Ewigen, dem Allherrſchenden auf den Knien, und faltet ſeine Hände hinauf zum Allvater, um Weisheit und Völkerwohl an ihm zu erflehen; fließt eine Thräne der frommen Empfindung

pfindung bei ſtiller Betrachtung der Religionswahrheiten über ſeine Wange, entwindet ſich ſeinen Herzen vor dem Altare ein Seufzer der Andacht, vergißt der Herrſcher in wehmüthiger Stellung ſeiner Würde, um vor den Augen ſeiner Brüder ſich als Menſch, als Sünder, als ihres gleichen zu zeigen, wer wird da nicht gerührt? weſſen Kniee wanken da nicht, und weſſen Auge näzet ſich nicht mit einer Zähre der Erbauung? Das gutherzige Volk wird bei dieſem Anblicke mit Freude, und Eifer zur Tugend erfüllt: der leichtſinnige Jüngling ſteht betroffen da, und fühlt, wie unrecht er thue, wenn er die verehrungswürdigſten Dinge mit Kaltſinn behandelt: ſelbſt der ſteife Höfling wird vom Uebergewicht des Beiſpiels niedergedrükt, und gezwungen, einer fremden Empfindung, wenigſtens auf einen Augenblick, Platz in ſeinem Herzen zu machen. Zwar würde der Höfling eben ſo leicht die Tempel des Aberglaubens beſchauen, oder vor einer Pagode im Staube liegen, wenn es der Wink ſeines Gebieters verlangte: ſeine Religion iſt Politik, Vorſtellung, Affenwerk: aber das thut nichts zur Sache, die Religion gewinnt doch dabei, wenn er auch wider ſeinen Willen, mit Anſtand und Eingezogenheit bei ihren Verrichtungen erſcheinen muß. Wenn nur Chriſtus geprediget wird, ſagt Paulus, ſo iſt ſchon gewonnen, er mag aus guter oder böſer Abſicht gepredigt werden! Wenn nur die Summe der Aergerniſſe in der Kirche Gottes vermindert wird, ſie mag es aus Politik oder aus Ueberzeugung werden, ſo iſt das ſchon Gewinnſt

für die Menſchheit, ſo iſt die Maſſe des ſittlichen Uebels ſchon geringer.

Das Beiſpiel des Regenten iſt alſo das nachdrüklichſte Mittel, das Beſte der Religion zu befördern. So wie ſich der Geſchmak in der Kleidung, in den Luſtbarkeiten, und in der Lebensart nach dem Modell des Hofes bildet; ſo bildet ſich der ſittliche Charakter der Unterthanen nach dem Betragen des Fürſten. Seine Laſter werden die Laſter der Nation, und ſeine Tugenden die Tugenden der künftigen Jahrhunderte.

Keines ſeiner Worte iſt unfruchtbar an Folgen, keine ſeiner Handlungen leer an guten oder böſen Früchten. Sinnreiche und ſelbſt mittelmäßige Einfälle, mit Fürſtenlippen ausgeſprochen, werden in den Jahrbüchern aufbewährt, und der ſpäte Enkel wiederhohlet ſie noch. Schritte, welche, vom Privatmanne gethan, keine Folgen haben, werden zu Muſtern aufgeſtellt, ſo bald ſie der Fürſt thut. Nichts iſt gleichgültig, nichts unbedeutend, was vom Throne kommt.

O! daß dieſe Wahrheit Keinen, den ſeine Geburt darauf geſetzt hat, je aus den Augen käme! daß ſich die Großen der Erde nie eine Handlung erlaubten, ohne ſie vorher ſorgfältig überlegt, und die ganze Kette ihrer Folgen berechnet zu haben! daß ſie ſtrenges Gericht über ſich ſelbſt hielten, um der ſchärfern

Kritik der unpartheiiſchen Nachwelt zuvorzukommen! Möchte doch jeder Regent ganz ſo handeln, wie er wünſcht, daß die Welt von ihm urtheilen ſolle! Möchte ihm jede ſchöne Handlung, wodurch er das Reich der Tugend und der Religion erweitern und befeſtigen kann, theuer und willkommen ſeyn. Dann, meine Brüder, dann würde die Religion Jeſus, die höchſte Stufe ihrer Würde erſteigen, dann würde ſie ihre ſeligen Früchte in vollem Maaſe über das Menſchengeſchlecht ausgießen, und Segen und Wohlſtand in allen Reichen ſtiften. Amen.

IV.

Von der gemeinſchaftlichen Pflicht des Fürſten und des Bürgers, die Armen im Staate zu verſorgen.

Machet euch Freunde mit dem ungerechten Reichthume, damit man euch einſt aufnehme in die ewigen Wohnungen. Luk. XVI. 9.

Ich komme heute mit wichtigen Aufträgen zu Ihnen, ich trete vor dem Throne des Fürſten, und vor dieſer ehrwürdigen Verſammlung als Geſchäftsträger unſerer leidenden Brüder, als Anwald der gekränkten Armuth auf. Sie hören heute aus meinem Munde die Stimme aller der Unglücklichen, welche in dem weiten Gebiethe unſeres Vaterlandes, und beſonders in dem uns nähern Bezirke deſſelben unter dem ſchmerzhafteſten Druck der Dürftigkeit ſchmachten. Ich bringe ihre Thränen, ihre Seufzer, und was noch mehr iſt, ihre heiligen Rechte vor Sie. Auch die Armen ſind unſere Brüder, auch ſie haben mit uns einerley Endzweck ihres Daſeyns, gleiche Anſprüche auf Glückſeligkeit. Dieſe Anſprüche geltend zu machen, iſt die Abſicht meiner heutigen Rede. Dazu berechtiget mich das Amt eines chriſtlichen Religionslehrers, dazu fordert mich meine eigene Empfindung auf, dazu giebt uns das heutige

Evangelium den ſchicklichſten Anlaß. Jeſus ruſet uns am Ende deſſelben zu: Machet euch Freunde mit dem ungerechten Reichthume, damit man euch einſt aufnehme in die ewigen Wohnungen.

„Thut Gutes, will er ſagen, damit es euch einſt wohl ergehe: ſeyd mildthätig, damit ihr euch eine glückliche Zukunft bereitet. Lernt von dem ungerechten Haushalter die Kunſt, euch für die Zukunft zu ſichern: theilet von eurem zeitlichen Ueberfluſſe mit, wenn ihr nach höhern, nie verſiegenden Freuden trachtet?

Dieſer Ermahnung unſers göttlichen Religionsſtifters wollen wir heute unſere Herzen öfnen, wollen alles Ernſtes auf Mittel denken, das Schickſal der leidenden Armuth nach Kräften zu erleichtern. Wir werden aber dieſen erhabenen Wunſch nie erreichen, meine Brüder, wenn wir nicht mit vereinigten Kräften, und nach einem feſtgeſetzten Plane arbeiten. Nie werden wir das himmliſche Vergnügen koſten, das Glück unſerer dürftigen Brüder auf eine dauerhafte Weiſe zu gründen, und zu befeſtigen, wenn nicht beide, Fürſt und Unterthan, nach einerlei Zwecke, mit gleichem Eifer, und nach denſelben Grundſätzen hinarbeiten.

Uebereinſtimmung des Fürſten und des Bürgers iſt in allen Theilen der Staatsverwaltung von entſchiedenem Nutzen, ſie iſt aber nothwendig, unentbehrlich, wenn von der Verſorgung der Armen die Rede iſt, weil dieſe nicht ſowohl vom Zwange der Geſetze, als von den freywilligen Opfern guter Bürger abhängt.

So ausgebreitet auch die Macht des Regenten iſt, ſo tief auch ſein Arm in die verborgenſten Triebräder des Staates eingreift, ſo voll auch die Quellen ſeiner Einkünfte ſprudeln, ſo wird er doch nie das große Werk der Armenverſorgung zu Stande bringen, wenn nicht die einzelnen Wohlthaten der Bürger ſich in ihm als ihrem Mittelpunkte vereinigen, durch ihn zu einem Ganzen geſammelt, und dann erſt nach einem feſten und weiſen Plane, gleich wohlthätigen Kanälen, wieder vertheilet werden. Wollen wir alſo wahre Retter der leidenden Armuth werden, ſo iſt Uebereinſtimmung zwiſchen dem Regenten und den Unterthanen unentbehrlich. Dieſe Uebereinſtimmung zu befördern, iſt die Abſicht unſerer heutigen Betrachtung, und ich werde mich zu dieſem Ende bemühen, Ihnen zu zeigen, was der Regent und was der Bürger zum Beſten der Armen zu thun hat. Die Armen haben gerechte Forderungen an den Regenten: der Regent hat aber auch gerechte Forderungen an die Bürger des Staats zu machen. Zwey wichtige, Ihrer ganzen Aufmerkſamkeit würdige Sätze! Möchte ich doch ſo glücklich ſeyn, dadurch auf Ihren Verſtand und auf Ihre Empfindſamkeit zu wirken! Möchten die Thränen der Armen, deren Rechte ich verfechte, nicht ohne Wirkung von Ihren Herzen abgleiten!

I.

Die Armen im Staate ſind entweder fähig, ſich ihren Unterhalt durch eigene Arbeit zu verſchaffen, oder nicht. Sind ſie fähig, ſich zum Theile oder ganz vom Schweiße ihres Angeſichtes

tes zu nähern, ſo müſſen ſie beſchäftiget werden. Sind ſie unfähig, auf ſolche Weiſe ihr Brod zu gewinnen, ſo müſſen ſie genähret und mit den nöthigſten Bedürfniſſen des Lebens verſehen werden. Beides zu bewirken, iſt die Pflicht des Regenten. Dieſe Pflicht wird ihm von der chriſtlichen und philoſophiſchen Sittenlehre aufgelegt, ſie fließet unmittelbar aus dem Begriffe eines bürgerlichen Oberhauptes. Es iſt ein allgemeiner unumſtößlicher Grundſatz der chriſtlichen und philoſophiſchen Sittenlehre: Thue ſo viel Gutes, als du nach deinem Verhältniſſen, und in der Lage, in welche dich die Vorſicht geſetzet hat, thun kannſt. Hat dich der Himmel mit Reichthum geſegnet, hat er dich mit Macht und Anſehen ausgerüſtet, hat er deinen Thron hoch über deine Brüder erhoben; ſo wiſſe, daß dieſe Güter nicht dein Eigenthum, daß ſie dir nur geliehen ſind, um durch eine treue Verwaltung derſelben die Summe des Guten unter den Menſchen, deinen Brüdern, zu vermehren. Wiſſe, daß du, wie der evangeliſche Haushalter, einſt zur Rechenſchaft wirſt gezogen werden, und daß deiner ein ſchreckliches Gericht harret, wenn du die anvertrauten Sätze nicht in Umlauf gebracht, die Güter, welche du beſaßeſt, nicht zum allgemeinen Beſten bearbeitet haſt. Wenn nach dem Ausſpruche der Schrift der ein Sünder iſt, der das Gute weiß, und doch nicht thut; wie vielmehr iſt derjenige ſtrafbar, der das Gute nicht allein weiß, ſondern thun könnte, wenn er wollte, und doch nicht thut? Möglichkeit, Gutes zu thun, und Pflicht, Gutes zu thun, iſt einerley.

nerley. Dies ſind die Grundſätze, welche die Vernunft aufſtellet, und die Religion heiliget. Wer fühlet aber nicht, daß in denſelben der unwiderſprechliche Beweisgrund des Satzes liege, daß der Regent verbunden ſey, zur Beſchäftigung und Verpflegung der Armen zweckmäßige Anſtalten zu treffen? Wer kann mehr für dieſe Unglücklichen thun, als der Fürſt? Wer kann ſtärker, dauerhafter, nachdrücklicher für ſie wirken, als der, in deſſen Händen die Macht und der Wille eines ganzen Volks liegen? Weſſen Arm reichet weiter, und weſſen Beiſpiel greifet tiefer ein, als der Arm und das Beiſpiel deſſen, auf welchen alle Augen geheftet ſind? Ihm fließen die Ströme des Nationalreichthumes zu: ihm gehorchen die Hände und Herzen von Tauſenden: ihm ſtehen Werkzeuge und Mittel zu Gebothe, welche der Privatmann nicht einmal wünſchen darf. Kann aber der Regent zum Beſten der Armen wirken, beſitzet er die Macht, das blutgefärbte Joch von ihren Nacken wegzunehmen; ſo iſt es auch ſeine heilige, unerläßliche Pflicht, dies zu thun. Er iſt ja der Vater des Vaterlandes, ihm hat ſich der arme wie der reiche Bürger ſeines eigenen Beſtens halber unterworfen: von ihm erwartet der Unglückliche mit vollem Rechte Troſt und Hülfe. Zu wem ſoll ſich die leidende Armuth wenden, als zum gemeinſchaftlichen Vater? Bei wem ſoll ſie Rettung ſuchen, als bei dem, welcher ſie am leichteſten und ſicherſten retten kann? Der Fürſt, meine Brüder, iſt das Ebenbild der Gottheit auf Erden: wie dieſer ſeine Sonne über alle Bewohner

der

der Erde aufgehen läßt, ſo muß auch jener die Stralen ſeiner Wohlthaten über alle Bürger ſeines Staates verbreiten, muß ſie beſonders über diejenigen verbreiten, welche ihrer am meiſten bedürfen. Oder kann es ihm etwa gleichgültig ſeyn, eine Menge ſeiner Brüder vor ſeinen Augen darben zu ſehen? Kann er glücklich ſeyn, wenn er ſich nicht ſelbſt das Zeugnis geben kann, daß er Alles um ſich herum glücklich zu machen ſuche? Kann ſein Herz ſich dem Genuſſe irgend eines Vergnügens ruhig überlaſſen, ſo lange noch die Armuth um ſeine Palläſte heult? — Nein, meine Brüder, nie wird der Regent mit ſich ſelbſt zufrieden, und folglich nie glücklich ſeyn, wenn er nicht aus allen Kräften ſich beſtrebt, das Schickſal der Armen zu mildern. Geſetzt auch, er wäre dies nicht den Armen ſchuldig, die doch auch ſeine Mitmenſchen, Unterthanen und Brüder ſind, ſo iſt er's dem Staate ſchuldig, an deſſen Spitze er ſteht. Oder iſt es etwa nicht ſeine Beſtimmung, ſeine weſentliche Pflicht, Alles zu thun, was den Wohlſtand ſeines Volkes befördern oder erhöhen kann? Nun bedarf es aber keines tiefen Nachdenkens, um die enge Verbindung einzuſehen, in welcher die Verſorgung der Armen mit dem Wohlſtande eines Volkes ſteht. Nie wird ein Volk den Grad von Glückſeligkeit erreichen, den es erreichen kann und ſoll; wenn nicht Induſtrie und Moralität unter denſelben herrſchet. Wer weiß aber nicht, daß Induſtrie und Moralität in einem Staate, der keine Armenanſtalten hat, nothwendiger Weiſe zurücke bleiben müſſen?

Wird

Wird der arbeitsfähige Bettler nicht beſchäftiget, ſo werden die Ereigniſſe des Landes nicht ſo bearbeitet, wie ſie bearbeitet werden ſollten, die Erde wird nicht ſo benutzt, wie ſie benutzt werden ſollte, das Gewerbe gedeihet nicht zu dem Grade, zu welchem es gedeihen ſollte; Reichthum und Ueberfluß fließen nicht in den Adern des Staats, wie ſie fließen ſollten. So lange der Arme nicht beſchäftiget wird, bleibt ihm nichts, als das Betteln übrig: er gewöhnt ſich daran, er gewinnt dieſen Zuſtand lieb, weil er weniger beſchwerlich iſt, als die Arbeit, er reitzet auch andere durch ſein Beiſpiel zum Müßiggange, und zu allen den unſeligen Folgen, welche aus dieſem Laſter quellen. Kinder, deren zarte Hände frühzeitig zur Arbeit gewöhnet, und deren weiche Herzen zur Tugend gebildet werden ſollten, werden von ihren Eltern zum Betteln abgerichtet: ſo wird die Schamhaftigkeit, dieſe mächtige Schützerin der Tugend, gleich in der Blüthe des Alters erſtickt: ſo wächſt ein großer Theil der Jugend ohne Erziehung, ohne Religion auf: ſo wird die Sittlichkeit eines ganzen Volkes vergiftet, wenn dem verderblichen Betteln nicht nachdrücklich geſteuert wird. —

Der Fürſt iſt es alſo der Menſchheit, dem Staate, ſeinem Amte ſchuldig, dieſes fürchterliche Uebel durch zweckmäßige Anſtalten zu tilgen, oder doch ſo einzuſchränken, daß er nicht, wie ein bösartiger Krebs, die geſunde Glieder ſeines Staates anſtecke. Dieſe Pflicht wird ihm von der Vernunft und von der Religion geprediget. Wie er aber bei Ausübung derſelben zu

Werke

Werke gehen, was für Maasregeln er ergreifen, welchen Weg er einſchlagen ſolle — dies gehört außer das Gebiet des chriſtlichen Lehrſtuhles. Hier ſcheidet ſich die Sittenlehre von der Staatskunſt. Jene zeiget nur, was die Großen der Erde thun müſſen: dieſe lehrt, wie ſie es thun müſſen. Aber ſo weiſe und zweckmäßig auch immer die Mittel ſind, welche der Regent zur Verpflegung der Armen wählet, ſo werden ſie doch nie die rechte Wirkung hervorbringen, wenn nicht auch die Unterthanen gemeinſchaftlich mit dem Fürſten arbeiten. Der Fürſt hat alſo auch das Recht, an die Bürger, vorzüglich an die vermöglichen Bürger ſeines Staates Forderungen zu machen, und dieſe Forderungen ſind der zweite Gegenſtand unſerer Betrachtung.

II.

Eine ſo ſchwere und weitausſehende Unternehmung, wie die Verſorgung der Armen iſt, kann ohne große Summen nicht ausgeführt werden. Der Regent hat alſo das Recht, von ſeinen begüterten Unterthanen ſolche Beiträge zu fordern, welche mit ihren Vermögensumſtänden und den Bedürfniſſen der Armen im richtigen Verhältnis ſtehen. Die ordentlichen Einkünfte des Staats haben größtentheils ſchon ihre beſondere Beſtimmung: ſie fließen ſo, wie das Blut im menſchlichen Körper, im ewigen Kreislaufe: dieſer Kreislauf darf nicht gehemmet, dieſe Ordnung darf nicht geſtört werden, wenn nicht die ſchädlichſten Folgen daraus entſtehen ſollen.

Welche Summen fordert nicht die Sicherheit von außen, und die Ruhe von innen! Wie viele Hände und Köpfe müſſen nicht zum Dienſte des Staats beſchäftiget und von den Einkünften deſſelben beſoldet werden! Wie zahlreich und dringend ſind die Bedürfniſſe eines Fürſten, und wie viel gehört dazu, die Würde ſeiner Perſon, ſein Anſehen, und ſeinen Einfluß auf fremde Staaten zu behaupten! Zu ſolchen Abſichten, meine Brüder, ſind die ordentlichen Abgaben des Bürgers beſtimmt: ſie ſind alſo nicht hinreichend, den großen Aufwand zu beſtreiten, welchen die Einrichtung und Erhaltung öffentlicher Armenanſtalten erfodert. Es iſt daher Pflicht des Bürgers, den Regenten durch freywillige und verhältnißmäßige Beiträge zu unterſtützen, ihm die Mittel in die Hand zu liefern, ohne welche er nicht wirken kann, und ſo mit ihm und durch ihn ein Nährer und Retter der Armuth zu werden. Weigerſt du dich, mein chriſtlicher Mitbürger, dein Schärflein zum allgemeinen Beſten beizutragen; ſo iſt es dir nicht Ernſt mit deinem Mitleiden gegen das Elend des Dürftigen, ſo iſt deine Menſchenliebe ein gemächlicher Wunſch, und deine Erwartung, die Armuth gerettet zu ſehen, ein leerer Traum, eine Unmöglichkeit.

Die zweite gerechte Forderung des Regenten an ſeine Unterthanen iſt pünktliche Befolgung der landesherrlichen Verordnungen, welche zum Beſten der Armen ergangen ſind. Ohne genaue Befolgung derſelben, ohne gemeinſchaftliches Hinſtreben nach demſelben Zwecke, wird

die Verſorgung der Armen nie zu Stande gebracht werden. Wenn der Regent den Müſſiggänger beſchäftiget haben will, ſo ſündigt der Bürger, welcher ihn ohne Arbeit nährt: wenn die Regierung den Bettel auf den Straßen und in den Häuſern, und unter allen den verſchiedenen Masken, unter welchen er ſich verbirgt, abgeſtellt haben will, ſo erfüllt derjenige die Pflicht eines guten Bürgers nicht, der dieſes verderbliche Uebel, dieſe Peſt der Sitten aus misverſtandener Güte in ſeinem Buſen hegt, und durch geſetzwidrige Freygebigkeit ermuntert. Wer es wirklich gut mit den Armen und mit dem Vaterlande meint, dem müſſen Anſtalten und Geſetze ehrwürdig ſeyn, welche den Zweck haben, das Intereſſe der erſten mit dem Intereſſe des lezten zu vereinigen. Wer gemeinnützig geben will, muß nach den Vorſchriften des Regenten geben. Eine Freigebigkeit, welche dieſer entgegen läuft, iſt unnütz, iſt ſträflich, iſt Verbrechen gegen den Staat, und gegen die Menſchheit. Unſere Mildthätigkeit höret darum nicht auf, freywillig zu ſeyn, wenn ſie gleich durch jene Kanäle fließet, welche die höhere Macht gegraben hat. Sie iſt um ſo verdienſtlicher, je gemeinnütziger ſie iſt: ſie hat alsdenn nicht allein das Verdienſt der Menſchenliebe, ſondern auch das Verdienſt des Gehorſams, der Vaterlandsliebe, des chriſtlichen Patriotismus. Sie tilget nicht allein die Noth des Dürftigen, ſie verbeſſert auch ihre Herzen: ſie ſteuert nicht allein dem Hunger des hülfloſen Waiſen, ſie bildet ihn auch zum Bürger: ſie trocknet nicht allein die Thränen der

darbenden Wittwe, ſie verſtopfet auch die Quelle dieſer Thränen, indem ſie ihr eine dauerhafte, nicht von anwandelnden augenblicklichen Launen der Freygebigkeit abhängige Verſorgung verſchaffet.

Streitet unſer Almoſen wider die Abſicht der Geſetze, ſo iſt es mehr ein Raub, als ein Almoſen; denn es wirkt nicht zum allgemeinen Beſten, es ſtiftet das Gute nicht, das es ſtiften ſollte, es befördert vielmehr die Unordnungen und Laſter, welchen die öffentlichen Anſtalten entgegen arbeiten. Es iſt eine menſchenfeindliche Menſchenliebe, eine unbarmherzige Barmherzigkeit, wenn wir ein kleines Gut bewirken, um ein großes Uebel anzurichten. Unſere Güte iſt Schwachheit, wenn ſie nicht durch die Vernunft geleitet wird. Unſere Wohlthat gegen den Einzelnen iſt Verbrechen, wenn ſie dem Wohl des Ganzen entgegen ſteht. Nur jene Mildthätigkeit verdient den Namen der Tugend, welche ſich nach dem Plane und nach den Vorſchriften des Regenten richtet; und wer will ihm das Recht abſprechen, eine ſolche von jedem Bürger ſeines Staats zu fordern? —

Vorzüglich aber, meine Brüder, hat der Fürſt das Recht, von denen, welche die Güter der Armen verwalten, Uneigennützigkeit, Unpartheiligkeit, Fleiß, Pünctlichkeit und Treue zu fordern. Umſonſt arbeitet der Regent, umſonſt bringt der Bürger ſeine milde Gabe, wenn die Verwaltung der Armenkaſſe nicht in ſichern, ehrlichen, unbeſtochenen, großmüthigen Händen iſt. Wer eigennützig genug iſt, ſich für das

Amt

Amt, welches er zum Beſten der Armen übernimmt, theuer bezalen zu laſſen, der iſt auch niedrig genug, ſeine Hände mit Raub und Untreue zu beflecken. Wem Vater oder Mutter, oder Schweſter oder Bruder lieber iſt, als Rechtſchaffenheit, Billigkeit und Gerechtigkeit, der hat keinen Anſpruch auf das Zutrauen ſeiner Mitbürger, an ihm wird die Armuth keine Stütze, keinen Retter finden. Wem ſeine Pflicht und das Wohl ſeiner Brüder nicht näher liegt, als jede Verwandſchaft, Bekanntſchaft, Freundſchaft, wer keinen Sinn fürs Ganze, keinen Eifer für das allgemeine Wohl der Menſchheit, keinen flammenden Patriotismus hat, der thue auf immer Verzicht auf die Verwaltung des mühſam zuſammengebrachten Schatzes, aus welchem der Dürftige ſeinen Unterhalt ſchöpfen ſoll. Nur der ehrliche, der uneigennützige, der arbeitſame Mann, der, welcher ſich über alle ſeine Privatverhältniſſe, über alle ſeine Neigungen und Leidenſchaften hinaus zu ſetzen weiß, nur der iſt vom Himmel beſtimmt, in den Händen des gemeinſchaftlichen Vaters ein Werkzeug zur Rettung der Armen zu werden.

Keine Untreue iſt unverzeihlicher, als jene, welche ſich an der Habe der Unglücklichen vergreift: keine Nachläßigkeit iſt grauſamer, verdammter, ſträflicher, als jene, welche den Armen gilt. Solche Untreue, ſolche Nachläßigkeit zu hindern, iſt die Pflicht der Fürſten, und auf dieſe Pflicht gründet ſich das unläugbare Recht, treue und fleißige Verwaltung des Armengutes zu fordern.

Erfüllen wir dieſe gerechten Forderungen, meine Brüder, unterſtützen wir die Bemühungen unſers Regenten durch reichliche Beiſteuer, durch pünktliche Befolgung der landesherrlichen Geſetze, und durch eine rechtſchaffene Verwaltung des Armenpfennings; dann wohl dem Lande, das ſolche Bürger und ſolche Chriſten hat! Wohl dem Fürſten, der ſolche Unterthanen hat, und wohl den Bürgern, welche unter der Leitung eines ſolchen Fürſten arbeiten! Dann wird Wohlſtand, Induſtrie, Sittlichkeit, Aufklärung, Tugend ſichtbar unter uns verbreitet, dann werden unſere Augen nicht mehr durch den Anblick aufgezehrter Gerippe von Menſchen beleidigt, unſere Ohren nicht mehr vom Wimmern des verſchmachtenden Waiſen geplagt werden. Dann werden wir ruhig und friedlich mit einander die Güter des Lebens genießen, dann werden jene goldne Zeiten der erſten Kirche wieder kommen, in denen nur ein Herz, ein Sinn, und eine Klaſſe der Gläubigen war, dann werden wir ächte, wahre Gepräge einer chriſtlichen Gemeinde an uns tragen. Laſſen Sie uns alſo, ich beſchwöre Sie darum, reichlich, laſſen Sie uns gern geben! laſſen Sie uns thätig zum Beſten der Armen mitwirken! Laſſen Sie uns nach der Ehre ſtreben, keinen Brodloſen mehr in unſerer Mitte zu haben! Wir erfüllen dadurch die erſte Pflicht des Chriſtenthums, indem wir thun, was wir von Andern erwarten würden, wenn wir im ähnlichen Falle wären: wir bereiten uns und unſern Angehörigen eine Zufluchtsſtätte, wenn vielleicht auch uns das

trau=

traurige Loos der Armuth treffen ſollte: wir geben nicht, wir leihen nur aus, um einen Sicherheitsfond für uns und die unſrigen — denn ach! wer iſt ganz vor dem Drucke der Armuth ſicher? — zu errichten! Sparen Sie alſo nicht die Broſamen, die von Ihrem Tiſche fallen: öffnen Sie Ihre Hand dem Armen, dem Vaterlande, der Tugend, machen Sie ſich Freunde von Ihrem Reichthume, damit Sie einſt in die Hütten der Seligen aufgenommen werden! Amen.

V.
Von der
Mildthätigkeit.

Du ſollſt deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt. Matth. XXII. 38.

Zu keiner Zeit wurde mehr von der Menſchenliebe geſchrieben und gepredigt, als in unſerm aufgeklärten Jahrhundert. Menſchenliebe iſt der Gegenſtand des Geſprächs in feinen Geſellſchaften, der Gegenſtand öffentlicher Lobſprüche in Journalen und Zeitungsblättern, und Menſchenwohl der Entzweck, nach welchem die Vorſteher des Staats und der Kirche gemeinſchaftlich hinſtreben.

Unſere Väter geizten ehedem nach dem Rume eines tapfern Ritters, nach dem bluttriefenden Namen eines Helden: unſer Stolz iſt, für Menſchenfreunde gehalten zu werden. Es ſcheint, als würde dieſe liebenswürdige Tugend nach den Fortſchritten, welche ſie bereits gemacht hat, die Modetugend, die Unterſcheidungszierde unſerer Generation werden. Männer von ausgebreiteten Kenntniſſen und ſcharfem Blicke ins menſchliche Herz haben Erziehungsbücher geſchrieben, welche ſchon den zarten Säuglingen am Buſen der Mutter menſchenfreundliche Gefühle einflöſſen. Prediger haben ſich's zum Geſchäfte gemacht, die ganze Religion Jeſus auf die Glückſeligkeit des Menſchengeſchlechts, und folglich auf

auf die Verbindlichkeit, dieſelbe in höchſt möglichem Grade zu befördern, zurück zu führen. Staatsmänner, welche ehedem nur Friedenstraktate und Eroberungsplane entwarfen, ſitzen jetzt einſam an ihrem Pulte, ſtudiren Armenliſten durch, und ſinnen auf Mittel, die Summe der Unglücklichen in ihrem Vaterlande zu vermindern. Selbſt Dichter und Romanſchreiber tragen zur Verbreitung der Menſchenliebe das Ihrige bei, und ſie dürfen auf den Beifall des Publikums faſt in eben dem Maaſe rechnen, in welchem die ſanften Gefühle der Menſchenliebe aus ihren Schriften athmen.

Selbſt der Hartherzige, der Geitzige, der Tyrann ſieht ſich gezwungen, wenigſtens die Masque einer Tugend anzunehmen, ohne welche ihn weder ſein Reichthum, noch ſelbſt die Krone vor dem allgemeinen Haſſe ſichern würde. Alle Ausſchweifungen und Vergehungen verzeihen wir gerne einem Jüngling, der Beweiſe eines guten, menſchenfreundlichen Herzens giebt: und der keuſcheſte, frömmſte, ordentlichſte Jüngling darf ſich wenig Freunde verſprechen, wenn ſeine Handlungen nicht das Gepränge eines guten wohlwollenden Herzens tragen. Vorzüglich haben zu unſern Zeiten die Großen der Erde auf die Verpflegung der Armen ihr Augenmerk gerichtet, und man hatte Grund zu hoffen, die Anzahl der Dürftigen würde allmählig kleiner werden, und endlich gar verſchwinden. Dennoch zeigt die leidige Erfahrung, daß ſie, anſtatt ſich zu vermindern, vielmehr immer anwachſe. Der ſo weislich verbothene, aber nichts deſto weniger

überhandnehmende Gaſſenbettler, der weit beſchwerliche Hausbettler, die beträchtliche Anzahl von Müßiggängern und Vagabunden, und der ſich immer mehr vergrößernde Luxus ſind mehr als deutliche Beweiſe davon.

Ich weiß nicht, meine Brüder, woran es eigentlich fehlt, daß die Menge der Armen, aller unſerer Wünſche und Bemühungen ungeachtet, immer zunehme. Vielleicht iſt die Menſchenliebe bey Manchem nur Empfindeley, nicht männliche Empfindung: vielleicht fehlt es an feſter Ueberzeugung, an richtigen Grundſätzen, vielleicht weiß man nicht, wie man das weſentlichſte Gebot des Chriſtenthums, das Gebot, ſeinen Nächſten zu lieben, wie ſich ſelbſt, erfüllen ſolle.

Sehen Sie, meine Brüder, die Gründe, welche mich bewogen, heute von der Mildthätigkeit, der erſten Tochter der Menſchenliebe zu ſprechen, und Ihrer Wohlthätigkeit jene Richtung zu geben, welche die Vernunft fodert, und die Religion billigt. Ich werde Ihnen zu dieſem Ende zween wichtige Sätze darzuthun ſuchen, erſtens: daß es Pflicht ſey, mildthätig zu ſeyn, zweitens: daß es Pflicht ſey, auf die beſte für den Staat und für die Menſchheit vortheilhafteſte Art mildthätig zu ſeyn.

O möchte ich doch ſo glücklich ſeyn, durch meine Rede das Gefühl der Bruderliebe in den Herzen meiner Zuhörer zu wecken! Möchte ich im Stande ſeyn, die Zahl meiner leidenden Brüder zu vermindern, und die Summe wohlthätiger Handlungen zu vervielfältigen!

I.

I.

Es iſt Pflicht mildthätig zu ſeyn. Ehe wir den Beweiß dieſes Satzes aufſtellen, müſſen wir einige Begriffe entwickeln. Zuförderſt müſſen wir wiſſen, was eigentlich Mildthätigkeit ſey. Mildthätigkeit, meine Brüder, iſt eine Fertigkeit, den Armen von unſern Glücksgütern ſo oft und ſo viel unentgeldlich mitzutheilen, als oft durch ſolche Mittheilung mehr Gutes in der ganzen Menſchheit wirklich gemacht, und mehr Böſes verhindert wird, als durch Unterlaſſung derſelben. Arm nennen wir demjenigen, der weniger hat, als er zu Beſtreitung ſeines Lebensunterhalts, und der allgemeinſten äußern Bequemlichkeiten bedarf, ſo wie wir denjenigen reich nennen, der mehr von Glücksgütern beſitzt, als er zu den verhältnißmäßigen Bedürfniſſen, Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens bedarf. Ich ſage zu den verhältnißmäßigen Bedürfniſſen; denn es kann ein Miniſter mit ſeinen Tauſenden jährlicher Einkünfte nicht um einen Heller reicher — ja wohl ärmer ſeyn, als der Landmann mit etlichen hundert Gulden. Dieſer ſtillet ſeinen Hunger mit wenigen Groſchen eben ſo leicht, als jener mit eben ſo vielen Thalern; und jenem iſt ſein goldgeſticktes Kleid eben ſo nothwendig, als dieſem ſein ländliches Gewand. Arm und reich ſeyn, iſt alſo ein bloßes Verhältniß, welches aus der Vergleichung des Einkommens mit den nöthigen Ausgaben entſteht. Wer weniger einnimmt, als er braucht, iſt arm: wer mehr einnimmt, als er braucht, iſt reich. Nun iſt aber die Welt nicht blos für die

Reichen gebaut: auch die Armen ſind geſchaffen, um glücklich zu ſeyn, auch ſie haben Anſpruch auf die angenehme Empfindung des gegenwärtigen Lebens. Wie werden ſie aber im Stande ſeyn, dieſen Anſpruch geltend zu machen, wenn ihnen nicht ihre reichern Brüder von ihrem Ueberfluſſe mittheilen? Die Mildthätigkeit iſt das Band, welches Reiche und Arme zuſammen knüpft: das Mittel, welches das Gleichgewicht in der moraliſchen Welt wieder herſtellt. Ohne ſie würden Reiche und Arme ewig von einander geſchieden bleiben, würden ganz verſchiedene Klaſſen von Menſchen ausmachen: und hätte Gott nicht den Saamen der Wohlthätigkeit ins menſchliche Herz gelegt, ſo wüßte ich nicht, wie ich die Güte und Gerechtigkeit Gottes, in Anſehung der Armen, rechtfertigen könnte. Schon dies wäre ein treffender Beweis, daß der Reiche verbunden iſt, mildthätig zu ſeyn. Die Religion und das Beyſpiel des menſchenfreundlichen Jeſus liefern uns eine Menge anderer.

Wie oft und wie nachdrücklich predigt uns nicht Jeſus die Liebe des Nächſten! Du ſollſt deinen Nächſten lieben, ſpricht er im heutigen Evangelium, wie dich ſelbſt: dieſes Gebot iſt dem Gebote, Gott zu lieben, gleich. Wie eifrig beſtreitet er die Gefühlloſigkeit der Phariſäer, welche den Till und die Krauſemünze gewiſſenhaft verzehnten, aber die Wittwe darben laſſen. —

Wie oft wiederhohlt er es, daß Mildthätigkeit mehr, denn Opfer ſey. Wie wärtlich ſorget er nicht für die Armen! Wie gerne theilet er ſeinen

gerin-

geringen Ueberfluß unter die Dürftigen aus! Und Paulus, dieſer vom Geiſte Jeſus ganz beſeelte Apoſtel, was thut er nicht alles, um ſeine dürftigen Brüder zu Jeruſalem zu unterſtützen! Er durchwandert ganz Griechenland, rennet von einer Stadt in die andere, bittet, ermahnet, beſchwöret, mündlich und ſchriftlich, abweſend und gegenwärtig, die vermöglichen Griechen, und ruhet nicht eher, bis er Allmoſen genug zuſammen gebracht hat, die Nothleidenden Gläubigen zu Jeruſalem zu ernähren. Bleibeſt du aber kalt bei dieſen Gründen, welche die Religion dir vorleget, wirken auf dich, mein chriſtlicher Bruder, die Lehren und das Beiſpiel Jeſus und ſeines Apoſtels nicht; ſo beherzige doch deinen eigenen Vortheil; ſo theile von deinem Ueberfluſſe den Dürftigen deswegen mit, weil dies dein eigenes Beſte fodert. Denn ſehen Sie, meine Freunde, Gott hat das Intereſſe des Reichen und des Armen ſo innig mit einander verflochten, daß keiner des andern entbehren kann; er hat uns im eigentlichen Verſtande die Mildthätigkeit zum Bedürfniſſe gemacht. Denn, ſagen Sie mir, meine Brüder, wo iſt der Mann, der ſich ſelbſt genug wäre? Der Reiche, der ſich nicht zuweilen in der Nothwendigkeit ſähe, die Dienſte des Armen zu gebrauchen? Der Mächtige, dem nicht auch der geringſte Sklave, wo nicht nützen, doch ſchaden könnte! —

Unſere Begierden ſind meiſtens größer und vielfältiger als unſere Kräfte. Wir brauchen alſo Hebel, den Abgang dieſer zu erſetzen, und jene zu erfüllen. Bald fehlt es uns an körperlichen

lichen Kräften, bald an Kenntniſſen und Einſichten, bald an Anſehen und Empfehlung.

Es giebt wohl mehrere Mittel, fremden Beiſtand zur Befriedigung dieſer Bedürfniſſe zu erhalten; aber das Leichteſte, das Schönſte und Dauerhafteſte iſt ganz gewiß die Mildthätigkeit. Dieſe iſt eine Art von anziehender Kraft, welcher kein menſchliches Herz, ſelbſt das Herz des Fremden nicht widerſtehen kann. Alles drängt ſich um den Mildthätigen zuſammen: auch jene, denen er nicht unmittelbar Gutes gethan, lieben ihn: er hat eben ſo viele Freunde, als er Bekannte hat. — Kommt es denn auch an ihn, daß er fremder Hülfe bedarf; ſo hat er ja Anſpruch an das ganze Menſchengeſchlecht, ſo muß ihm jeder, der ſeine Güte empfunden hat, unter die Armen greifen. — Doch vielleicht giebt es Reiche, welche keines Menſchen mehr zu bedürfen ſcheinen: Große, welche das Glück gleichſam iſolirt, und vor allen Anfällen des Unglücks vermauert hat. Aber iſt nicht auch dieſen die Mildthätigkeit nöthig, um glücklich zu ſeyn? Sie haben Geld, Sklaven zu kaufen: und Peitſchen, ſie zu züchtigen. Aber haben ſie nicht auch in ihrem Buſen ein unwiderſtehliches Verlangen, geſchätzt und geliebt zu werden? Iſt es ihnen gleichgültig, von ihren Mitmenſchen mit Liebe, oder Haß, mit Achtung, oder Verachtung angeſehen zu werden? Nun Liebe und Achtung erzeigen die Menſchen nur denen, von welchen ſie entweder ſchon Wohlthaten empfangen, oder doch zu hoffen haben.

Geld

Geld und Furcht wirken auf die äußern Kräfte der Menſchen: aber nur Menſchenliebe, Gefälligkeit, Mildthätigkeit wirken auf das Herz. Will alſo der Reiche geſchätzt, will er geliebt, will er glücklich ſeyn, ſo muß er wohlthätig ſeyn. Doch ſetzen wir, ein Reicher hänge auf gar keine Weiſe von andern Menſchen ab, er komme nie in dem Fall, wo die Menſchen ihn ſeine Hartherzigkeit könnten fühlend machen, nehmen wir an, es ſey ihm einerley, geliebt oder gehaßt zu werden; ſo ſtraft ihn doch ſein eigenes Bewußtſeyn genug, ſo iſt er doch darum ſchon unglücklich genug, daß er ſich ſelbſt ſo vieler, ſo köſtlicher Vergnügungen beraubt, welche er durch Wohlthun hätte genießen können, — Wir ſind von Natur aus ſo beſchaffen, daß wir an Allem, was uns umgiebt, und vorzüglich an dem Zuſtande unſerer Mitmenſchen Antheil nehmen. Unmittelbar aus der Selbſtliebe entſteht die Sympathie, welche uns alle Leiden und Freuden unſers Bruders mitfühlen macht. Erblicken wir einen Menſchen, der unter heftigen Qualen ſeufzet, ſo entſteht unvermerkt das dunkle Gefühl in uns: ſolche Qualen können auch dir bevorſtehen, ſo kann es auch dir ergehen, und kaum wird ſich der Menſch, der noch nicht ganz ſeine Empfindungskraft abgeſtumpft hat, einer mitleidigen Zähre erwehren können. Er wird ſich beſtreben, die unangenehme Empfindung, die aus dem Anblicke fremden Elends entſteht, von ſich zu entfernen, er wird auf Mittel denken, dem Unglücklichen zu helfen. Eben ſo machen wir die Vollkommenheit, die Glückſeligkeit anderer

Menſchen zu unſerer eigenen, wir fühlen die Möglichkeit, die Hofnung, auch ſo vollkommen, ſo glücklich zu werden: wir fühlen uns ſchon deswegen glücklicher, weil wir im Stande ſind, anderer Menſchen Vollkommenheiten und Glückſeligkeit zu erkennen und zu beurtheilen. Wenn erſt zu dieſem Anblicke der Glückſeligkeit unſerer Mitmenſchen der Gedanke kommt: auch ich habe dazu beygetragen, ich habe als freye Urſache all dies Gute gewirkt, ich bin der Stifter dieſer Vollkommenheit — o! wenn dieſer Gedanke in uns aufſteigt; wer wird ſie dann beſchreiben, die unausſprechliche Wolluſt, welche unſere ganze Seele durchſtrömt? Gott! welch ein Himmel liegt in dem Bewußtſeyn, Menſchen glücklich gemacht zu haben! Euch nehme ich hier zu Zeugen, ihr Väter der Waiſen, ihr Stifter öffentlicher Erziehungsanſtalten, ihr Architekten der Glückſeligkeit von ganzen Generationen! Wenn ihr die Waiſen, dieſes unglückliche — aber theure Eigenthum des Staats, durch eure Milde genährt, gepflegt, gebildet, heranwachſen ſehet, wenn ihr ſehet, wie eine Vollkommenheit dieſer durch euch geretteten Kinder ſich nach der andern entwickelt, wenn ihr dabey in die Zukunft hinausblickt, und alle die ſeligen Folgen eurer Mildthätigkeit beherziget; wenn ihr berechnet, wie viele Bürger ihr dem Staate, wie viele Gewerbs- und Geſchäftsmänner der Menſchheit, wie viele rechtſchaffene Väter und Mütter der Nachwelt gegeben hat; wenn ihr das alles ſeht, und dann denkt: dies iſt mein Werk; wo iſt dann eine Glückſeligkeit wie die eurige? Wo ein

ein Himmel, wie der eurige? — Wie elend, wie bedauernswerth hingegen ſind die Reichen, die Großen, welche ihr angebohrnes, ſympathetiſches Gefühl haben ſtumpf werden laſſen; ſie, die am Wohlthun keine Seligkeit fühlen; ſie, die von der Natur abgewichen ſind, die ſich die Quelle des reinſten, des edelſten, des dauerhafteſten Vergnügens verſtopft haben? Sie ſtrafen ſich ſelbſt, indem ſie die unangenehmen Empfindungen, welche der Anblick fremder Noth auch wider ihren Willen erweckt, nicht entfernen; indem ſie den ſeligen Gedanken nie denken können: ich bin der Schöpfer der Glückſeligkeit meines Bruders geworden. Aber gottlob! daß es nur wenige ſolche Halbſeelen giebt, welche gegen ihren Mitmenſchen, und gegen ſich ſelbſt ſo grauſam ſind! Die Aufklärung hat auch hier dies Ihrige gethan: ſie hat uns auf den feinern Theil unſers Ich, auf unſere geiſtigen Bedürfniſſe aufmerkſamer gemacht: ſie hat den Reichen gelehrt, daß er nur alsdenn glückſelig ſeyn könne, wenn er die Summe des Guten in der Welt durch Mildthätigkeit im höchſt möglichen Grade vermehrt, und die Summe des Elends im höchſtmöglichen Grade vermindert. Gottlob! Unſere Großen fühlen es, daß prächtige Feſtins, Triumphbögen und rauchende Ergötzungen die Leere des Herzens nicht ausfüllen können, daß das Vergnügen, wohlzuthun, das einzige ſey, welches nie ekelt, nie unangenehme Folgen nach ſich zieht, das Einzige, welches ſie auch dorthin begleiten wird, wo alle andere Freuden entfliehen müſſen, an das Sterbebette, und ſelbſt bis jen-

ſeits des Grabes; ſie fühlen ſich nur darum und in ſo fern glücklich, weil, und in wie ferne ſie Menſchen glücklich machen können.

II.

Meine Brüder, wir ſind nun überzeugt, daß es Pflicht iſt, wohlthätig zu ſeyn. Aber dieſe Pflicht bringt eine andere mit ſich, ohne welche jene nie mit gehörigem Nutzen kann ausgeübt werden, ich meine die Pflicht nicht allein mildthätig zu ſeyn, ſondern auch auf die beſte für den Staat und für die Menſchheit vortheilhafteſte Art mildthätig zu ſeyn. Wir müſſen nicht allein Gutes thun, wir müſſen es auch auf die beſte Weiſe thun. Ein Satz, der ſich aus der Natur des Menſchen, und aus den Abſichten Gottes unwiderſprechlich beweiſen läßt. Wir ſind zu allem dem, und nur zu dem allein verbunden, was unſere Glückſeligkeit entweder unmittelbar, oder mittelſt der Glückſeligkeit anderer Menſchen befördert und vermehrt. Dabey iſt unſere Seele ſo beſchaffen, daß ſie durch ein unabänderliches Geſetz des Wollens nicht nur das Gute verlangt, ſondern auch von zwo guten Sachen allemal die beſſere der andern vorzieht. Dies erhellet ſchon daraus genug, daß wir oft lange unterſuchen, bedenken, berathſchlagen, nicht ob etwas gut oder böſe ſey, ſondern welches aus zwey oder mehrern das beſſere ſey. Wenn nun Verbindlichkeit nichts anders iſt, als moraliſche Nothwendigkeit etwas zu thun oder zu unterlaſſen, ſo wird es doch wohl wahr ſeyn, daß wir verbunden ſind, allemal das

zu thun, was nach allen Umſtänden das Beſte iſt. Dieſer Satz wird noch unwiderſprechlicher, wenn wir den Willen Gottes, der eigentlich der Grund aller moraliſchen Geſetze iſt, betrachten. Gott ſchuf uns zur Glückſeligkeit; er ſchuf uns aber, weil er unendlich gütig iſt, zu dem höchſtmöglichen Grade von Glückſeligkeit; den höchſtmöglichen Grad von Glückſeligkeit erlangen wir nun, wenn wir das Beſte auf die beſte Weiſe thun; Gott will alſo, daß wir das Gute, das wir thun, allemal auf die beſte Art thun. Dieſer Satz gilt von allen tugendhaften Handlungen überhaupt, und beſonders von den Werken der Mildthätigkeit. Möchte er doch beſſer beherzigt, vorzüglich von jenen beherziget werden, welche jährlich und monatlich beträchtliche Summen unter die Armen austheilen, ohne deswegen das Wohl der Menſchheit im Ganzen zu befördern, oder die Maſſe des menſchlichen Elends merklich zu vermindern! Wir müſſen unſere Mildthätigkeit nicht blos auf den unmittelbaren Gegenſtand derſelben einſchränken, wir müſſen ſie auf das ganze Menſchengeſchlecht ausdehnen. Dieſen Geſichtspunkt dürfen wir nie aus den Augen verlieren, wenn wir nicht den ganzen Zweck der Mildthätigkeit verfehlen wollen. Die Abſicht derſelben iſt keine andere, als die Noth der Armen zu erleichtern, zu vermindern, oder gar zu tilgen.

Nun liegt aber nicht alles an dem, was man giebt, es liegt auch viel, ſehr daran, wie man giebt. Es iſt mit dem Almoſengeben, wie mit

der Haushaltungskunſt. Der kluge Oekonom richtet mit wenigen Thalern mehr aus, als der noch ſo genaue, aber unerfahrne mit tauſenden. Eben ſo ſtiftet kluge Mildthätigkeit mit geringen Summen mehr Gutes, als unbeſonnene Freygebigkeit mit Tonnen Goldes. Würde wohl derjenige für einen guten Menſchen gehalten werden, der zum Beyſpiele nur hundert Thaler unter die Armen vertheilte, da er doch zweyhundert geben könnte? Gewiß nicht; warum? Weil er nicht ſo viel Gutes thut, als er kann. Geſetzt nun, ein anderer, der mit jenen gleiches Vermögen hätte, gäbe jährlich zweyhundert Thaler; aber auf eine ſolche Art, daß er damit nicht mehr ausrichte, als jener mit ſeinen hundert Thalern, würde nicht dieſer eben ſo ſträflich ſeyn, als der erſte? Gewiß, das würde er ſeyn: denn er thut nicht ſo viel Gutes, als er kann. Wenn wir alſo verbunden ſind, mildthätig zu ſeyn, ſo ſind wir auch verbunden, auf die beſte Art mildthätig zu ſeyn. Dieſe zwo Wahrheiten erzeugen ſich auseinander: ſie laſſen ſich nimmermehr von einander trennen.

Nun wünſchte ich nur noch ausführlich beſtimmen zu können, welches die beſte, für den Staat und für die Menſchheit vortheilhafteſte Art der Mildthätigkeit ſey. Aber hier öffnet ſich ein allzuweites Feld, das ſich unmöglich in einer Kanzelrede überſehen läßt. Nur einige allgemeine Grundſätze will ich angeben, aus denen ſich der denkende Menſchenfreund einzelne Verhaltungsregeln ohne Mühe abziehen kann.

Es giebt verſchiedene Arme in einem Staate: wahre und muthwillige Arme. Wahre Arme ſind diejenigen, welche ganz auſſer Stand ſind, ſich ihren nöthigen Lebensunterhalt zu verſchaffen, z. B. Krippelhafte, ſimple Kranke, alte unvermögliche Leute, die keiner Arbeit mehr fähig ſind. Muthwillige Arme hingegen ſind diejenigen, welche durch Arbeit ſich entweder ganz, oder doch zum Theil nähren könnten. Dieſe machen bey weitem den größten Theil der ſogenannten Straſſenbettler aus, ſie gleichen den Heuſchrecken, welche das Land vor dem Angeſichte der wahrhaft Dürftigen aufzehren, und weil ſie gemeiniglich unverſchämter und zudringlicher ſind, den wahren würdigen Armen das Almoſen grauſam entreiſen. Ein Schauer, und ein heiliger Zorn ergreift den vernünftigen Menſchenfreund, wenn er friſche, geſunde Männer und Weibsperſonen an der Straſſe ſitzen, und dem Vorübergehenden ſo lange mit Ungeſtümm zuſetzen ſieht, bis er ihnen das Geldſtück hinwirft, womit er einen auf dem Strohbette lechzenden Greis hätte erquicken können.

Zu den muthwilligen Bettlern gehören auch diejenigen, welche unter dem Vorwande der Religion, und einer nach ihrem Wahn Gott gefälligen Armuth, Länder in Kontribution ſetzen, und von dem gebettelten Gelde Kapitalien anlegen, Beamte beſolden, Luſthäuſer bauen, und Mahlzeiten halten. —

Nun werden wir wohl nicht mehr lange zu unterſuchen brauchen, welche von beiden Klaſſen der Armen unſerer Mildthätigkeit, und vorzüglich der Mildthätigkeit des Fürſten würdiger ſey. Wir würden uns wenig um die Menſchheit verdient machen, wir würden vielleicht das menſchliche Elend vermehren, anſtatt es zu vermindern, wenn wir den Müßiggänger in ſeiner Unthätigkeit unterſtützten; wenn wir uns durch ſeine Zudringlichkeit bewegen ließen, ihm neue Nahrung, und eben dadurch neuen Antrieb zur Lüderlichkeit zu geben. Nein, meine Brüder, wir müſſen die wahren Armen, und nur dieſe allein bedenken, nur dieſen müſſen wir beyzuſpringen ſuchen. Wir müſſen uns gleichſam gegen die muthwilligen verhärten, um die wahrhaft Dürftigen den Pfennig, den nur ſie verdienen, nicht zu entziehen. Jene können und müſſen ſich durch Arbeit fortbringen; und wer arbeiten will, dem fehlt es gewiß nicht an Gelegenheit dazu, am wenigſten in unſern geſegneten, an allen Landes- und Kunſtprodukten reichen Vaterlande, und bey den häufigen Gewerb- und Baugeſchäften, die allenthalben betrieben werden. Aber die wahrhaft Arme, dieſe wollen wir in dem einſamen Hütten, wo ſie darben, aufſuchen, wollen die Thränen trocknen, welche ſie in ihrer Verlaſſenheit weinen. Wir wollen unſere reichern Brüder zu gemeinnützigen Armeninſtituten, zu Erziehungs- und Arbeitsanſtalten ermuntern! Reiche der Erde, wollet ihr wirklich wohlthätig, wollt ihr's auf eine vortheilhafte, der ganzen Menſch-

Menſchheit nützliche Weiſe ſeyn, ſo gebt eure Summen nicht zerſtreut, nicht Groſchenweiße aus: ſehet auf Waiſenhäußer, auf Schulen, auf Spitäler, auf Lazarethe, und Invalidenhäußern. Hier, hier iſt eigentlich der Ort, wo ihr das meiſte Gute ſtiften, das meiſte Uebel verhindern könnt: Hier iſt es, wo ihr die Glückſeligkeit ſpäter Generationen gründen könnt, daß ihr vom Geiſte des Chriſtenthums beſeelt ſeyd, daß ihr eure Nächſten liebt, wie euch ſelbſt!

VI.
Von den
Urſachen der Gefühlloſigkeit
gegen
fremde Leiden.

Herr, hilf uns! wir gehen zu Grunde.
Matth. VIII. 25.

Wenn es gleich nicht in unſerer Macht ſtehet, den Winden und den Wogen des Meeres zu gebiethen, wenn wir gleich mit keinen Wundergaben, keiner Herrſchaft über die Schöpfung ausgerüſtet ſind; ſo fehlt es uns doch weder an Aufforderung, noch an Macht, manchem Unglüklichen die Thräne des Kummers zu troknen. Wir ſehen oft am Ufer, und hören die Stimme Schiffbruchleidender Brüder, welche nach uns wehmüthig die Hände ausſtrecken, und umgeben von den Schrecken des Todes, ausrufen: Helfet, wir gehen zu Grunde!

Wären wir ächte Schüler und Nachfolger des guten wohlthätigen Jeſus; ſo würde uns kein Opfer zu groß dünken, das uns die Rettung eines Unglüklichen koſten würde. Wir würden jede Gelegenheit, Gutes zu thun, mit Sehnſucht aufſuchen, und mit Wolluſt ergreifen, wir würden keine Gefahr, und keine Arbeit ſcheuen, ſo bald es auf Verminderung des menſchlichen Elends, auf Beförderung der allgemeinen Glückſelig-

ſeligkeit ankäme. — Aber noch iſt die Zahl der ächten Jeſusſchüler nicht ſo groß, als ſie ſeyn ſollte: noch ſcheinet die Empfindſamkeit, auf welche ſich unſere Zeitgenoſſen ſo viel zu Gute thun, nicht fruchtbar genug an Wohlthaten, nicht wirkſam und thätig genug zu ſeyn. Noch gibt es Menſchen, welche nur für ſich leben, mit ihren Vortheil, ihre Gemächlichkeit, ihre Vergrößerung ſuchen, aber bei dem Anblicke fremden Elends kalt und ungerührt bleiben.

Sie ſehen ihre Brüder mit den Stürmen und Wellen des Lebens ringen; Sie hören ihren kläglichen Ausruf; aber ſie fühlen nichts dabei. Sie machen keine Anſtalten, ihnen zu helfen.

Wie kommt es aber, meine Brüder, daß es noch ſo froſtige, untheilnehmende Chriſten giebt, da doch thätige Menſchenliebe offenbar die Haupturſache, das Weſen, und das charakteriſtiſche Merkmal des ächten Chriſtenthums iſt? Warum gibt es Herzen, auf welche das Unglück ihrer Brüder keinen oder doch nur ſchwachen, augenblicklichen Eindruck macht?

Laſſen Sie uns heute den Quellen dieſes Uebels nachſpühren, und die Urſachen aufſuchen, warum es noch ſo viele gefühlloſe Menſchen gibt. — Wer eine Krankheit heilen will, muß die Entſtehungsart derſelben wiſſen, und wer ein ſittliches Uebel zu tilgen gedenkt, hat ſchon viel gewonnen, wenn er den Urſprung deſſelben kennt. Wer aus uns wünſcht aber nicht, die Gefühlloſigkeit gegen fremde Leiden, dieſes fürchterliche Uebel der Menſchheit, aus allen Herzen vertilgt zu ſehen? — Ich verſpreche mir alſo

Ihre ganze Aufmerkſamkeit; indem ich im Begriffe ſtehe, Ihnen die Quellen dieſes ſchreklichen Uebels freimüthig aufzudecken.

I.

Nicht alle Leidenſchaften des Menſchen, meine Brüder, ſind moraliſchen Urſprungs. Auch der Körper hat ſeinen Antheil an unſern Tugenden und Laſtern, auch von ihm hängt ein groſser Theil unſers Charakters ab. Dies gilt beſonders, wenn von gröſserer, oder geringerer Empfindſamkeit die Rede iſt: Die erſte Urſache, warum manche Menſchen ſo wenig, faſt gar kein Gefühl für die Leiden ihrer Brüder haben, mag wohl in der Beſchaffenheit ihres Körperbaues liegen. Einigen Körpern hat die Natur feine, reizbare Nerven, flüchtige, geiſtige Säfte, weiche Herzen gegeben: andere ſind aus rohen, keiner ſanften Erſchütterung fähigen Theilen zuſammengeſezt.

Das Nervenſyſtem der erſten gleicht einem zarten, mit unbeſchreiblicher Feinheit gearbeiteten Gewebe, das der leztern einem Büſchel dicker, hartzuſammengeflochtener Stränge. Die Fibern des erſten ſind feine hochgeſpannte Saiten, welchen der ſubtilſte Hauch einen Laut entlocket; die der leztern ſind dicke, ſchlaffe Saiten, welchen kaum die heftigſten Erſchütterungen irgend einem dumpfen Laut erzwingen. Häufige Beobachtungen über den menſchlichen Körper und unbezweifelte Erfahrungen lehren uns, daſs dieſer Unterſchied nicht bloſe Einbildung, ſondern

dern wirklich, und in der Natur gegründet ſey. Aus dieſem Unterſchiede des Körperbaues läßt ſich der verſchiedene Grade der Empfindſamkeit erklären, welcher unter verſchiedenen Nationen und in verſchiedenen Erdgegenden herrſcht Er iſt es, der unter den beiden Geſchlechtern, aus welchen die Menſchheit zuſammengeſezt iſt, eine ſo auffallende Verſchiedenheit in Rückſicht auf Empfindſamkeit ſtiftet; und er iſt es, der denſelben Menſchen ſo umſchaft, daß er ſich ſelbſt nicht mehr gleicht. So wie Krankheit oder zunehmendes Alter unſere Säfte träger, und unſere Muskeln weniger reizbar macht, ſo wird auch unſere Empfindſamkeit, wenn ſie nicht durch tugendhaftes und vernünftiges Selbſtbeſtreben erhalten wird, immer mehr abgeſtumpft. Es iſt alſo unläugbar, daß der Körper auf die Härte und Weiche unſers Charakters großen Einfluß habe, es iſt erwieſen, daß die Unempfindſamkeit ſo mancher Menſchen mehr im Körper, als in der Seele liege.

Dies wäre alſo die erſte und zugleich die verzeihlichſte Urſache, warum ſo manche Herzen keines oder doch nur des ſchwächſten Mitgefühls fremder Leiden fähig ſind.

Möchte ſie doch auch die einzige ſeyn! Aber es giebt noch andere, welche weit allgemeiner, weit ſtärker wirken, aber dabei nicht ſo viele Entſchuldigung verdienen, als jene.

II.

Ich meine die ſittlichen Urſachen, unter denen der Eigennuz oben anſteht. Wenige Sterbliche

che beſitzen Geiſtesgröße und Edelmuth genug, den großen Gedanken denken zu können: „Meine Glückſeligkeit iſt unzertrennlich von der Glückſeligkeit des Ganzen. Ich bin nicht blos für mich geſchaffen: ich muß auch, wenn ich meiner Beſtimmung gemäß leben will, das Beſte meiner Mitgeſchöpfe nach Kräften zu befördern ſuchen.„ Dieſes großen erhabnen Gedankens ſind nur die Edelſten der Sterblichen fähig: Kleine Seelen hingegen ſchränken ihre Begierden nur auf ſich ſelbſt ein, und alle ihre Handlungen haben nur ihren unmittelbaren Vortheil zum Zwecke. Sie beziehen alles auf ſich ſelbſt, und ſo bald etwas ſie nicht unmittelbar intereßirt, iſt es für ſie ſo viel, als wenn es gar nicht exiſtirte. Der Eigennützige iſt alſo keines Mitgefühls fremder Leiden fähig, ſo lange dieſe Leiden nicht auf ſeine eigene Glückſeligkeit wirken. Mit kaltem Blute lieſt er die traurigſten Geſchichten der fürchterlichen Kriege, der verheerenden Seuchen, und aller der entſezlichen Uebel, welche je den Erdball überſchwemmt haben. Ihm iſt es gleichviel, ob die Menſchen beſſer oder laſterhafter, aufgeklärter, oder dümmer werden. Wenn Städte in Aſche zerfallen, und fruchtbare Länder durch Erdſtöße in Wüſteneyen umgekehrt werden, ſo ſieht er in ſeinem Hauſe gelaſſen zu. Theurung und Hungersnoth macht Tauſende vor ſeinen Augen aufzehren: was kehrt ſich der ſelbſtiſche Menſch daran? Wenn nur ſein Speicher voll iſt, wenn nur ſeine Küche raucht; denn mag, ſeinetwegen, das halbe Menſchengeſchlecht in verzweiflungsvoller Armuth dahin darben.

O! meine Brüder, Eigennuz und Empfindſamkeit ſind unverſöhnliche Feinde miteinander: dieſer kann unmöglich ein Herz erweichen, das jener ſchon verſteinert hat. Wer nur ſich überall ſieht, nur auf ſeine eigene Rechnung denkt, nur ſeinen Vortheil ſucht, der muß gegen die Leiden und Freuden ſeines Bruders unempfindlich bleiben: deſſen Herz iſt für die Menſchheit auf immer verloren. Freundſchaft, Mitleid, Wohlthun, Liebe, ſind ſeinen Ohren fremde Namen, ſind lächerliche Fantomen, denen er nicht nachjagen will. Güte des Herzens iſt Schwachheit in ſeinen Augen, und zärtliches Gefühl nennt er kindiſche Empfindeley. Seine Kaſſe iſt ſein höchſtes Gut, und was dieſe nicht anſchwellt, hat auch keinen Reiz für ſeine ſtählerne Seele.

III.

Vielleicht iſt der Eigennuz die allgemeinſte, und fruchtbarſte Urſache der Gefühlloſigkeit unter den Menſchen, vom niedern und Mittelſtande. Aber die Gefühlloſigkeit der Großen hat meiſtens ihren Grund in dem Stolze, der ſo gerne in ihrem Herzen Wurzel faßt, und durch ſo viele Mittel genährt wird. Ach! meine Brüder, wir kommen hier an eine traurige Wahrheit, welche dem ſtillen Menſchenfreunde manche Thräne entlockt. Wenn der Stolz einmal das Herz eines Großen erfüllt hat, dann gute Nacht Empfindſamkeit, gute Nacht, Menſchenliebe! Und wie leicht findet er nicht Eingang, wie natürlich — faſt ſollte ich ſagen — wie unwiderſtehlich iſt nicht einem Großen der

Gedan-

Gedanke: Ich bin kein Menſch, wie andere, ich bin ein Weſen von einer höhern Klaſſe, und meine Unterthanen ſind nur Laſtthiere, welche die Vorſicht zu meinem Dienſte beſtimmt hat. Sie ſind wirklich zu bedauren, die Fürſten der Erde, welche einmal auf dieſen unſeligen Gedanken verfallen ſind. Ach! es iſt nicht immer ihre Schuld: oft, und vielleicht allemal liegt der Keim ihres Stolzes in ihrer Erziehung, und in der Auswahl ihrer Jugendgeſellſchafter. Mancher Regent wird zur Ruhe der Nationen erzogen, ob ihn gleich die Natur zum Vater derſelben beſtimmt hatte.

Manches Herz wird durch die Schmeicheleien der Höflinge, und durch die verführeriſchen Lobſprüche eigennütziger Sklaven vergiftet, und zur Quelle des menſchlichen Elends umgeſchaffen, da es doch der Himmel zum Seegen eines Volks gebildet hatte. Der junge Fürſt wird, ehe er noch die Pflichten ſeines Standes kennt, mit den Vorzügen und Vorrechten deſſelben bekannt gemacht: man verſäumt keine Gelegenheit, ihm dieſe auf das nachdrücklichſte einzupredigen: man läßt ihm nie fühlen, daß er Menſch iſt. — Alles, was er um ſich ſieht, hängt an ſeinen Augen, und erwartet Leben oder Tod von ſeinen Händen. Ein Wink, und Tauſende ſind in Bewegung: ein Wort, und Tauſende liegen vor ihm auf den Knien: ein gefälliges Lächeln, und ſein Hof wird in dem Augenblicke zum Paradies: eine ernſthafte Stirne, und die Natur ſcheint um ihn herum zu verſtummen: eine trotzige Miene, und ſeine Sklaven erblaſſen in Todesäng-

deſängſten. Niemand wagt es, ihm zu widerſprechen, niemand iſt ſtark genug, ihm die Wahrheit zu ſagen. — So wächſt der junge Länderbeherrſcher heran, und — was für eine große, auſſerordentliche Seele gehört dazu, ſich in einer ſolchen Lage vor dem Stolze zu bewahren! Welches Auge iſt ſcharf genug, durch den dichten Nebel des Weihrauchs, den die Schmeichelei täglich vor dem Fürſtenthrone verbrennt, durchzuſchauen, und die Wahrheit zu ſehen: ich bin ein Menſch, wie andere Menſchen? — Iſt aber dieſe Wahrheit einmal aus den Augen des Fürſten verſchwunden, iſt der Begrif von der urſprünglichen Gleichheit des Menſchen aus ſeinem Verſtande weggewiſcht; dann hört auch die Empfindung für das Elend der Menſchen auf. Dann rührt ihn das Geheul eines hungernden Bruders weniger, als das Geheul ſeiner Hunde: dann fühlt er bei dem Unglücke ſeiner Unterthanen weniger Mitleid, als bei der Krankheit ſeiner Laſtthiere; dann glaubt er ſich allein berechtigt, die Annehmlichkeiten des Lebens zu genießen, dann beraubt er ſeine Brüder jedes unſchuldigen Vergnügens, jedes fröhlichen Augenblicks; dann iſt ſeine Kaprize höchſtes Geſez, und ſeine Willkühr die Axe, um welche ſich alles herum dreht. Ein Herz, das von ſich ſelber iſt, hat keinen Raum, und an fremden Leiden Theil zu nehmen. Ein ſtolzer Menſch iſt ein gefühlloſer Menſch.

IV.

Die vierte Quelle der Gefährlichkeit iſt beſtändiges Wohlergehen. Wir glauben niemand

mand mehr, als unſrer eigenen Erfahrung: und nichts fühlen wir beſſer, als unſer eigenes Leiden. Fremdes Leiden macht nur in ſo ferne Eindruck auf uns, als es irgend eine gleiche Idee, oder gleiche Empfindung in uns rege macht. Wer ſelbſt viel gelitten hat, der weiß auch mit andern Mitleiden zu haben. Wer ſelbſt unter dem Drucke des Schickſals geſeufzet hat, der weiß auch die Qual ſeines Bruders ſich eigen zu machen. Durch Widerwärtigkeiten wird das menſchliche Herz ſo zu ſagen — mürbe gemacht, wird fähig an den Guten und Böſen, was ſeinen Mitbrüdern begegnet, Theil zu nehmen. Aber wenn einem Sterblichen die Sonne des Glücks immer lächelt, wenn er weder die Noth der Armuth, noch die zerſtöhrende Gewalt der Krankheiten, noch den Druck der Verfolgung ausgehalten hat; dann weißt er ſich nicht in die Lage der Armen, des Kranken, des Verfolgten zu verſetzen. Ihm ſcheint der Hunger bei weitem kein ſo quälendes Uebel zu ſeyn, als es der Arme ſchildert; denn er hat nie ſelbſt gehungert. Ihm kommen die Seufzer des Patrioten auf dem Krankenlager weibiſch und übertrieben vor, denn er hat nie ſelbſt darauf gelegen. Ihm dünkt die ungerechte Bedrückung noch ziemlich erträglich, denn er hat nie empfunden, was das iſt, mit reinem Gewiſſen verkannt, und unſchuldig unter die Füße getreten zu werden! Sorglos und unbekümmert, wie es andern Menſchen gehe, lebt der reiche, geſunde, angeſehene Wohllüſtling dahin, genießt die Freuden des Lebens, und hütet ſich, irgend einer men-

ſchen-

ſchenfreundlichen Empfindung Zeit zu laſſen, in ſein Herz einzudringen. Seine Bedienten haben Befehl, jeden Unglücklichen von ſeinen Schwellen abzuweiſen, um ihn im Genuſſe ſeines Vergnügens nicht zu ſtöhren: und wenn ihm, wider ſeinen Willen dennoch zuweilen ein ſolcher aufſtößt, ſo wendet er die Augen lieblos hinweg, und ſagt zu ſeinem aus Naturzwang ſich empörenden Herzen: Schweige! Stöhre mich nicht mit unzeitigen Empfindungen! Ueberlaß dich dem vollen Genuſſe des Lebens, und kehre dich nicht an andere Menſchen, welche die Vorſicht nicht würdig gefunden hat, glücklich zu ſeyn. So ſagt der felſenharte Mann zu ſeinem Herzen, und eilet fort in die Arme der Wolluſt, um darinn einzuſchlafen, und zu vergeſſen, daß er Menſch ſey, und daß er unglückliche Brüder habe.

V.

Soll ich Ihnen noch eine Quelle der Gefühlloſigkeit aufdecken? Ach! wir haben deren ſchon ſo viele geſehen: und dennoch iſt noch eine übrig, an welche vielleicht die wenigſten Menſchen gedenken. Die Religion, — wer ſollte es glauben — ſelbſt die Religion des menſchenfreundlichen Jeſus wird oft durch ſchiefe Anwendung ihrer Grundſätze zur Quelle, und zugleich zum Deckmantel der Gefühlloſigkeit gemacht. Jeſus war ſelbſt der zärtlichſte Menſchenfreund: das gefühlvollſte Herz ſchlug in ſeinem Buſen. Die Stimme der leidenden Menſchheit erweckt das thätigſte Mitleiden in ihm, und der Anblick der unglücklichen Stadt Jeruſalem erzwang ſeinen

Augen bittere Thränen. Seine Lehren ſind ganz vom Geiſte der Liebe beſeelt, menſchenfreundliche Empfindung athmet aus jeder Zeile ſeiner Lebensgeſchichte. Und dennoch gibt es Leute, welche ſich ſeine Nachfolger nennen, und eiſerne Herzen im Leibe herumtragen: Leute, welche, das Evangelium in der Hand, Ungerechtigkeiten unterſchreiben, Prieſter, welche am rauchenden Altare auf Menſchenelend, und Brudermord denken können! Weil Chriſtus geſagt hat: **Wer ſeinen Vater, oder Bruder mehr liebt, als mich, der iſt meiner nicht würdig;** weil er gebothen hat, **Alles zu verlaſſen, und ihm nachzufolgen;** ſo glauben fromme Thoren, ſie müſſen allen Verbindungen der Natur, allem Gefühle der Menſchlichkeit entſagen. Weil Jeſus von uns fodert, unſere Leidenſchaften zu bezähmen, und den Begierden unſers Herzens vernünftige Schranken zu ſetzen; ſo will der unphiloſophiſche Aszet alle Leidenſchaften erſtickt, alle Begierden vertilgt, will ſeinen Schüler zu einer Maſchine, zum gefühlloſen Blocke umgeſchaffen haben.

Noch ein anderer religiöſer Irrthum, meine Brüder, erzeugt in manchen Herzen Gefühlloſigkeit. Offenbar hat die Religion Jeſu den Endzweck, nicht nur die ewige, ſondern auch die zeitliche Glückſeligkeit der Menſchen zu befördern, uns nicht nur zum Genuſſe der Himmelsgüter vorzubereiten, ſondern ſchon jezt uns den frohen Genuß der Erdengüter zu lehren. Aber das will der Aberglaube nit verſtehen: er ſieht nur auf die Glückſeligkeit des künftigen Lebens,

und hoffet dort deſto glüklicher zu werden, je weniger er die Freuden des irdiſchen Lebens genoſſen hat. Sein Gott iſt nicht der gute, wohlthätige Gott des aufgeklärten Chriſten, er iſt ein harter Gott, der ſich an den Leiden der Erdewürmer weidet, und ſie nur alsdenn belohnen will, wenn ſie ſich hier durch übertriebene Bußwerke, durch freiwillige Enthaltung von erlaubten und vernünftigen Vergnügung quälen, wenn ſie ihm ihre irdiſche Glückſeligkeit zum angenehmen Opfer ſchlachten. Wer aber gegen ſich ſelbſt unempfindlich iſt, wer ſich ſelbſt martert, der wird auch, der muß gegen andere unempfindlich ſeyn, der wird die Marter ſeines Bruders mit kaltem Blute anſehen. Dies, meine Brüder, iſt die Frucht jener verderblichen Sittenlehre, welche in den Einöden Egyptens erzeugt, durch ſchwärmeriſche Köpfe in unſere Gegenden verpflanzt, und in den düſtern Wohnungen der falſchen Andacht genähret wurde.

Daher iſt es ſo ſelten, ſo äuſſerſt ſelten, unter einer gewiſſen Menſchenklaſſe einen Mann von Empfindung zu finden. Daher ſo viele Prieſter, und Leviten, welche vor dem im Blute liegenden Wanderer ungerührt vorüber gehen.

Laſſen Sie uns nun nicht mehr lange fragen, warum ſo manche Menſchen gegen die Leiden ihrer Mitmenſchen unempfindlich ſind. Wir haben leider! zu viele Urſache dieſes Uebels geſehen. Körperliche Beſchaffenheit, Eigennuz, Stolz, beſtändiges Wohlergehen, gemißdeutete Religion — welche reichhaltige Quellen der Gefühlloſigkeit! Daß doch jeder

Staats-Bibliothek Bamberg

aus uns ſich beſtreben möge, ſie in ſich, und in ſeinen Mitmenſchen zu erſticken! Möchten wir mit vereinigten Kräften einem ſo ſchrecklichen Uebel entgegen arbeiten: Möchten wir wenigſtens die moraliſchen Urſachen deſſelben zu tilgen ſuchen, wenn es nicht in unſerer Macht ſtehet, die phyſiſchen zu zerſtören! Möchten wir dem Eigennutze, dem Stolze auf immer entſagen! Möchten wir nie allein genießen, möchten wir in den Armen des Glücks noch Gehör und Gefühl für fremdes Elend beibehalten! Möchten wir die liebenswürdige Religion Jeſu nie durch Gefühlloſigkeit entehren, möchten wir unſern höchſten Ruhm und unſere Glückſeligkeit darein ſetzen, uns mit den Fröhlichen zu freuen, mit den Weinenden zu weinen, und jeden leidenden Bruder nach Kräften zu unterſtützen. Amen.

VII. Von

VII.
Von den
Quellen des böſen Argwohns
und
des liebloſen Urtheils.

Was habt ihr da für arge Gedanken. Matth. IX. 4.

Wer die Menſchen kennt, wird nie von ihnen erwarten, daß ſie einen großen Mann unangetaſtet und ungekränkt laſſen ſollen. Nur mittelmäßige Köpfe dürfen auf Ruhe und Gemächlichkeit rechnen: nur ſolche ſind dem großen Haufen erträglich. Sie werden nicht gelästert, weil man ſie nicht kennt: ſie leben ruhig, weil ſie nichts an ſich haben, das den Neid ihrer Brüder reizen könnte. Aber der Mann von ausgezeichneten Talenten, von überlegenen Einſichten, von außerordentlicher Geiſteskraft — Ha! der ragt zu ſehr hervor, als daß ihn nicht der Alletagsmenſch beneiden ſollte: er iſt zu edel, zu groß, als daß man ihn nicht haſſen ſollte. Zwar ſteht es zuweilen in ſeiner Macht, den Glanz ſeiner Verdienſte durch Beſcheidenheit zu mäßigen, und durch Herablaſſung ſich einige ruhige Augenblicke zu verſchaffen. Aber wie wenig ſchützet ihn die Beſcheidenheit im Ganzen? Wie wenig gewinnt er durch ſeine Herablaſſung? Die Sonne bleibt immer Sonne, wenn ſie ſich gleichwohl zuweilen hinter einer ſchattichten Wol-

ke verbirgt. Sie kommt über kurz oder lange doch wieder in vollem Glanze hervor, und beleidigt das blöde Auge der Nachteule, welche mehr Freundin der Finſternis, als des Lichtes iſt. Wer war beſcheidener, nachſichtiger, ſchonender, herablaſſender, demüthiger, ſanfter, als Jeſus von Nazareth? Und was gewann er durch all dies über die Herzen der boshaften Phariſäer? Waren ſie darum weniger ungerecht in ihren Urtheilen, weniger biſſig in ihren Aeußerungen über ihn? Betrachten Sie nur, meine Brüder, die Geſchichte, welche uns das heutige Evangelium erzählt. Jeſus hatte einem vom Schlage gelähmten Menſchen Troſt und Hoffnung eingeſprochen, hatte ihm, weil er ihn reumüthig vor ſich liegen ſah, die Verſicherung gemacht, daß ihm Gott in Anſehung ſeiner Reue ſeine Sünden vergeben habe. — Sey getroſt mein Sohn, ſprach er, deine Sünden ſind dir vergeben. Was war Böſes, was verdächtiges in dieſer Rede? — Aber in den Ohren der Phariſäer war ſie nichts geringeres, als eine Gotteslästerung. "Nur Gott kann Sünden vergeben, ſprachen ſie bey ſich ſelbſt. — Wie wagt es alſo dieſer Sterbliche, Sünden zu vergeben? Er maßt ſich eines Rechts an, das nur dem Allerhöchſten gebühret: wahrhaftig, er iſt ein Gotteslästerer! — Wir fühlen alle die Ungerechtigkeit des phariſäiſchen Urtheils: wir verabſcheuen die Schwärze ſolcher Seelen, welche die Herzensgüte, mit der Jeſus einen leidenden Bruder zu tröſten ſucht, zum Verbrechen, zur Gottesläſterung machen! Was habt ihr da für arge

Gedan-

Gedanken, möchten wir dieſe Ungeheuer anreden, was fället ihr für ein ungerechtes Urtheil über den Beſten der Menſchen? — Aber verdammen wir uns nicht ſelber, meine Brüder, indem wir die Phariſäer verdammen? Ließe ſich nicht zu manchem aus uns eben ſo, wie zu jenen ſagen: Was haſt du da für arge Gedanken, was hegeſt du für bodenloſen Argwohn in deinem Buſen? Haben wir denn nicht alle einen gewiſſen beynahe unwiderſtehlichen Hang, lieber Schlimmes als Gutes von unſern Brüdern zu denken? Eine Begierde, Schwachheiten an ihnen zu entdecken? Einen unbändigen Vorwitz, ihre Handlungen, und ſelbſt die geheimſte Triebfeder derſelben zu erforſchen? Und woher dieſer Hang, woher, meine Brüder, dieſe Begierde, dieſer Vorwitz? Warum öffnen wir ſo gerne dem böſen Argwohn und dem liebloſen Urtheile über andere Menſchen den Eingang in unſere Herzen?

Ich habe mir vorgenommen, dieſe Frage heute zu beantworten, und die Quellen eines ſo fürchterlichen Uebels aufzudecken. Es ſind ihrer zwo, die eine liegt im Verſtande, die andere im Herzen. Wir denken gerne Böſes von unſern Brüdern, weil es unſerm Verſtande an Einſicht, unſern Herzen an Güte fehlt. Wir richten ungerecht, weil wir entweder nicht nach den Regeln der Vernunft, oder nicht nach den Vorſchriften der Liebe richten. Unſer Verſtand macht uns zu irrigen, unſer Herz zu partheyiſchen Richtern. Sehen Sie hier die Wahrheiten, über welche ich mich heute zu verbreiten gedenke.

I.

Um von einer Sache oder Perſon richtig urtheilen zu können, muß man dieſelbe nicht etwa nach der Oberfläche, ſondern ganz bis auf den Grund kennen. Wer würde auch den Ausſpruch eines Richters für rechtsgültig erkennen, der ohne Unterſuchung, ohne Zeugenverhör, ohne gewiſſenhafte Vergleichung der Thatſachen und Ausſagen ſowohl mit einander, als mit dem Geſetze, blos nach ſeinem Eigendünkel, nach vorgefaßten Meinungen, oder nach der Stimmung ſeiner Laune die Sentenz fällen wollte? Wie kann ich meinen Bruder richten, wenn ich ihn nicht kenne? Wie kann ich ſeinen ſittlichen Charakter beſtimmen, wenn ich ihn nicht ſtudiert habe? Und, o! wie ſchwer iſt dies! Wie ſelten ſind wir im Stande, den Handlungen und Abſichten unſers Bruders auf den Grund zu ſchauen! Ich will hiemit nicht ſagen, meine Brüder, daß es unmöglich ſey, die Menſchen kennen zu lernen. Der Schöpfer, der uns in ſo mancherley Verhältniſſe und Lagen verſetzet hat, welche uns die Menſchenkenntnis unentbehrlich machen, hat auch dafür geſorgt, daß wir, in Rückſicht auf unſere Mitmenſchen, nicht ganz im Dunkeln wandeln müſſen. Er hat einige Reize in die Herzen derſelben geöffnet: er hat die Tugend und das Laſter mit eigenen Zügen kennbar gemacht: er hat die Unſchuld in Licht gekleidet, und der Sünde das Schreckengewand der Nacht umgeworfen.

Wenn wir uns ſelbſt ſtudieren, wenn wir die Miene, Reden, und Handlungen unſerer Brüder mit unbefangenem, und aufmerkſamen Auge beobach=

beobachten; ſo können wir nach und nach die Menſchen ſowohl im Ganzen als im Einzelnen kennen lernen. Aber dazu gehöret Zeit, gehöret Fleiß, gehöret Aufmerkſamkeit, gehöret vorzüglich eine von Vorurtheilen freie Seele. Willſt du deinen Bruder beurtheilen, mein Chriſt, ſo thue es nicht blos nach dem Aeußerlichen, thue es nicht mit Uebereilung! Ziehe nicht aus einzelnen Handlungen, allgemeine Schlüſſe! Richte ihn nicht nach vorgefaßten Meinungen! Die Außenſeite allein kann betrügen: es kann in dem Körper eines Therſites die Seele eines Weiſen, in einer ſchlechten Hütte ein edler Geiſt wohnen, und nicht ſelten ſchlägt unter einem zerriſſenen Gewande ein Herz, das Könige zieren würde. So wie der Satan, nach dem Ausdrucke der Schrift, ſich in einen Engel des Lichts zu verwandeln weiß, ſo kann es auch geſchehen, daß die Tugend unter einer vortheilhaften Geſichtsbildung verſteckt liege. Der rechtſchaffenſte Mann hat zuweilen ein menſchenfreundliches, zurückeſchreckendes Ausſehen: und der züchtigſte, keuſcheſte Jüngling wälzet oft ein freies Auge im Kopfe. Begnügen wir uns blos mit dem Auſſerlichen, unterſuchen wir nicht genauer, ſo werden wir jenen für einen Menſchenfreund, und dieſen für einen Wohllüſtling halten. Wir werden den Mann, deſſen Herz ſo ganz für die Menſchheit ſchlägt, für grauſam, den Jüngling, der ſich durch keine unedle Handlung beflecket hat, für unzüchtig, die Tochter, welche durch ihre Blicke Freude um ſich verbreitet, für ausgelaſſen, unſern tiefſinnigen, traurigen — aber im Grunde

ehrlichen Bruder, wegen ſeiner Geſichtszüge, für einen Heuchler halten. Dieſelbe Ungerechtigkeit werden wir begehen, wenn wir unſere Urtheile von andern Menſchen zu ſehr übereilen, wenn wir aus einzelnen Fällen allgemeine Schlüſſe ziehen, wenn ein flüchtig hingeworfenes Wort, das wir erhaſchen, ein verlohrner Blick, den wir im Fluge aufgefangen, eine raſche unüberlegte Handlung, die wir erlauert haben, uns hinlänglich ſind, den Charakter eines Menſchen zu bemeſſen! Uebereilung iſt allemal ſchädlich, wenn es um Erforſchung der Wahrheit zu thun iſt. Wer ſich nicht Zeit nimmt, einen Gegenſtand ernſtlich, lange, und nach allen Seiten zu betrachten, wird ihn nie mit Grunde beurtheilen können. Wie ſelten geſchieht aber dies in Anſehung unſerer Brüder? Wie geneigt iſt nicht der Menſch, aus einem Zuge ein ganzes Gemälde, aus einem Bruchſtücke eine ganze Bildſäule, aus einer Schwalbe, wie das Sprichwort ſagt, einen Sommer zu machen! Beſinnen Sie ſich nur ſelbſt, wie oft Sie ſich ſchon in Ihrem Leben durch voreilige Schlüſſe haben irre führen laſſen! Wie oft Sie beim erſten Anblicke eines Mannes ein Urtheil gefällt haben, das Sie bald darauf, nachdem Sie ihn genauer beobachtet hatten, mit Scham zurücke nehmen mußten! Möchten wir doch in dieſem Stücke behutſamer, möchten wir billiger ſeyn!

Möchten wir unſern Brüdern die nämliche Gerechtigkeit widerfahren laſſen, die wir von ihnen mit ſo vielem Rechte fordern zu können glauben! Möchten wir einzelne Handlungen und Reden

den nicht zum Maaßſtabe ihres Charakters machen! Das menſchliche Herz, meine Freunde, hat zu viele Tiefen, zu große Falten, als daß man ſogleich über ſeinen ſittlichen Werth entſcheiden könne! Dazu gehören mehr, als flüchtige Blicke, mehr als augenblickliche Bemerkungen. Darum gehet der weiſe Mann ſo bedächtlich zu Werke, wenn er ſich einen richtigen Begriff von ſeinen Mitmenſchen machen will. Lange ſteht er forſchend da, und ſchüchtern ſagt er ſeine Meinung. Mißtrauiſch auf ſich ſelbſt, wohlwiſſend, wie leicht es ſey, aus Irrthum ungerecht zu werden, bekannt mit den tauſendfachen Höhlen und Krümmungen des menſchlichen Herzens, und mit den unzähligen Hinderniſſen, welche ihm die Begränztheit menſchlicher Einſichten in den Weg leget, wankt er lange unentſchloſſen hin und her, und nur erſt nach reifer Prüfung, nach hinlänglichen Proben wagt er es, ſein Urtheil zu fällen.

Aber der Thor beſinnet ſich nicht lange, er hält die Arbeit der Unterſuchung nicht aus, und ſpricht wohl eher das Urtheil, als er die Unterſuchung beginnt. Zuerſt erklärt er ſeinen Bruder für böſe, dann erſt ſucht er Gründe auf, ſeinen Ausſpruch zu rechtfertigen. Was Wunder alſo, wenn ihm Alles in einem falſchen Lichte erſcheint, wenn er dort Bosheit findet, wo ein Unbefangener nur Schwachheit bemerken würde, wenn er dort Laſter entdeckt, wo vielleicht Gottes Auge Verdienſte ſieht? Was Wunder, wenn ein ſolcher blind iſt, für alles Gute, was ſein Bruder beſitzt, und Luchſen-Augen hat für jeden noch ſo kleinen Flecken, welcher demſelben anklebt?

klebt? Was Wunder, wenn er, anſtatt auf die Abſichten ſeiner Handlungen einzudringen, blos auf der Außenſeite derſelben ſtehen bleibt? Ach! es iſt nichts ſo kleines, als man glaubt, ſeinen Bruder zu richten! Es ſind der Wege zum Irrthume ſo viele, ſo viele der Dornen, mit denen der ſchmale Pfad zur richtigen Menſchenkenntnis beſäet iſt. Eile alſo nicht mit unbedachtſamen Schritten einher, mein chriſtlicher Bruder, ſchaue ſorgfältig um dich herum, richte behutſam, wenn du wahrhaft richten willſt. Traue deinen Einſichten nicht, denn ſie ſind äußerſt begränzt, traue deinem Verſtande nicht, denn ſein Auge iſt kurzſichtig. Aber noch weniger traue deinem Herzen, denn auch dieſes, und vorzüglich dieſes verleitet uns oft zu ungerechten Urtheilen über unſere Brüder.

II.

Der Menſch iſt zu großen Dingen geſchaffen. Der Schöpfer hat den Keim der vortreflichſten Fähigkeiten und den Trieb ſich zu vervollkommnen, in ſeinen Buſen geſenkt. Raſtlos brennt in ihm das Verlangen, ſich immer mehr zu erweitern, zu vergröſſern, zu veredlen, zu erhöhen. Er iſt nur in ſo ferne glücklich, als er ſich dem Zwecke ſeiner Vervollkommnung näher fühlt: er iſt unglücklich, ſo bald er ſeine Entfernung von demſelben gewahr nimmt. Dieſen Trieb, groß zu werden, hat der weiſe Schöpfer aus wohlthätigen Abſichten in uns gelegt, er ſollte uns zu grosmüthigen, edlen, tugendhaften Handlungen ſpornen, er ſollte die Quelle und zugleich der ſchönſte Lohn der Tugend werden. Aber

nicht

nicht alle Menſchen finden den Weg zur wahren Größe: nicht alle haben Muth und Eifer genug, empor zu ſtreben zu ſittlichen Vollkommenheit, das zu werden, was ſie ſeyn ſollen. Bei dieſen artet der Trieb zur Vollkommenheit in Eigenliebe aus, und aus der Eigenliebe entſteht die niedrigſte aller Leidenſchaften, die Mutter des Argwohns und des liebloſen Urtheils, nemlich die Leidenſchaft des Neides. Der Menſch, der ſich ſelbſt zu ſchwach fühlt, mit eigenen Vollkommenheiten zu glänzen, fängt an ſich mit ſeinen Mitmenſchen zu vergleichen, und in den Gebrechen derſelben Entſchädigung für ſeine eigenen zu ſuchen. Findet er gleiche oder noch gröſſere Unvollkommenheiten an ſeinem Bruder, ſo iſt dieſes Troſt, Beruhigung, Labſal für ihm. Darinn, meine Brüder, lieget der Grund, warum wir ſo gerne mit Leuten umgehen, welche wir überſehen, warum uns der Umgang mit beſſern Köpfen und edlern Menſchen, als wir ſind, ſo bald zur Laſt fällt, warum mancher ſein Glück dadurch macht, daß er entweder keinen Verſtand beſitzet, oder den, welchen er beſitzet, geſchickt zu verbergen weiß, warum endlich die höchſte Dummheit nicht ſelten die höchſte Politik iſt.

Unſer theures Ich iſt der Maasſtab, nach dem wir jedermann meſſen. Finden wir ihn kleiner, als wir ſind, ſo hat er Anſpruch auf unſere Nachſicht, ſo verachten wir ihn etwa, aber es iſt geborgen von unſern Haſſe! Wir glauben alsdenn den Zedern zu gleichen, welche demüthige Geſträuche ruhig unter ihrem Schatten

auf-

aufwachſen laſſen: unſere Eitelkeit findet in den Kontraſt, welchen ihre Niedrigkeit mit unſerer Höhe macht, reichliche Nahrung. Kommt uns jemand gleich, ſo ſchließen wir uns feſt an ihn an, doch allemal mit dem Vorbehalte, daß unſere Einbildungskraft wenigſtens einige Zolle zu unſerer Größe hinzuſetzt, und ſo das angenehme Selbſtgefühl ungekränkt bleibe. Hat aber unſer Bruder das Unglück, über uns hinaus zu ragen, ha! da krümmet und windet ſich unſere Eigenliebe ſo lange, bis ſie ſich ihm gleich gemacht ſieht. Von nun an ſpähen wir jede ſeiner ſchwachen Seite aus, um uns für die Vorzüge, die wir nicht erreichen können, ſchadlos zu halten. Wir fordern unſern Verſtand auf, von ſeinen Vollkommenheiten ſo viel weg zu räſonniren, als nur mit einigem Wahrheitsſcheine geſchehen kann, und unſre Einbildungskraft, die ſo fruchtbar iſt, wenn es um unſere eigene Vergrößerung zu thun iſt, wird trocken, matt und unfruchtbar, wenn es um die Vorſtellung fremder Talente und Tugenden zu thun iſt. Wir geben uns alle nur erſinnliche Mühe, Alles, was an unſerm Bruder gut, ſchön und groß iſt, unter einen nachtheiligen Geſichtspunkte zu bringen, oder doch ſo weit zu entfernen, daß es unſern Augen nicht wehe thue. Hingegen ſuchen wir alles hervor, was ihn herabwürdigen, entſtellen, uns näher bringen kann. Brauche ich dieſe Wahrheiten, welche jeder in ſeinen Buſen finden kann, noch durch andere Beweiſe zu beſtätigen? Soll ich mich auf die Geſchichte aller großen Männer der Vorwelt berufen, um ſie anſchaulich zu machen!

chen! Oder wird es ſchon genug ſeyn, wenn ich Sie blos auf das Schickſal unſers Religionsſtifters aufmerkſam mache? Was thaten nicht die Phariſäer, um ſeine Vorzüge ihm zu rauben, welche Staubwolken erweckten ſie nicht vor ihren eigenen Augen, um den Glanz ſeiner Tugenden nicht ſehen zu müſſen! Wie unermüdet arbeiteten ſie nicht, ſich zu überzeugen, er ſey nicht, was er war, der große Mann, der Wohlthäter der Menſchheit, der Tugendhafteſte unter den Menſchenkindern. Wie ſchalkhaft wußten ſie nicht jede ſeiner Rede zu verdrehen, jede ſeiner, noch ſo ſchöne Handlungen verdächtig zu machen! Wenn er Teufel austrieb, ſo that er dies, nach ihrer Auslegung, durch die Macht des Oberſten der Teufel: wenn er mit Zöllnern und Sündern aus der heiligſten Abſicht aß und trank, ſo nannten ſie ihn einen Schlemmer und Vollſäufer, und um auf das heutige Evangelium zurücke zu kommen, wenn er dem Armen, vom Schlage gelähmten Vergebung ſeiner Sünden verkündigte, ſo war er, nach ihrer Meinung, ein Gottesläſterer. Weil ſie ſelbſt niederträchtig und laſterhaft waren, ſo konnten ſie auch an Jeſu keine Tugend ertragen, weil ſie ſelbſt zu lieblos waren, als daß ſie einen irrenden Bruder hätten vergeben können; ſo ſollte auch Jeſus dies nicht thun, weil ſie ſelbſt keine Macht hatten, Kranke zu heilen, ſo mußten auch Jeſus Wunderkuren verdächtig gemacht, oder gar einer unſichtbaren Einwirkung des Satans zugeſchrieben werden. Durch ſolche ungerechte, bodenloſe Urtheile ſuchten ſie ihren Herzen einige Luft zu ſchaffen,

und ihrer Eigenliebe, welche durch den Anblick des beſten Menſchen ſo ſehr gekränkt wurde, wenigſtens auf einige Zeit einzuſchläfern. — Dies iſt ganz der Gang des menſchlichen Herzens, es verführt uns allemal zu ungerechten Urtheilen über unſere Brüder, wenn ihm die Liebe keine Schranken ſetzt, wenn wir nicht über unſere Eigenliebe wachen, wenn es nicht unſer ewiges Beſtreben iſt, der Partheilichkeit, dieſer ſchädlichen Tochter des Neides durch wahre Herzensgüte den Weg zu verſperren. Meine Freunde! wie weit nachſichtiger und gerechter würden wir unſere Brüder beurtheilen, wenn der Geiſt der Liebe unſere Herzen beſeelte! Wie weit glücklicher würden wir, Hand in Hand, auf der ſchönen Gotteswelt mit einander einher wandeln, wenn wir einander nicht das Leben durch ungerechten Argwohn, und falſche liebloſe Urtheile verbitterten! Möchte doch wahre Menſchenliebe unſern Verſtand mit ihren wohlthätigen Stralen erleuchten, und unſere Herzen mit ihrem himmliſchen Feuer erwärmen! dann würden wir gerne jedem Verdienſte Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, dann würde ſich Niemand mehr zum Wächter in Iſrael aufwerfen, und die Schritte ſeines Bruders belauern. Die Liebe, ſagt Paulus, iſt geduldig, ſie weiß fremde Fehler und Schwachheiten zu ertragen; ſie weiß ſelbſt offenbares Unrecht zu verzeihen. Sie iſt gütig. Sie umfaßt das Schöne und Gute, wo ſie es antrift, mit redlicher Theilnehmung: ſie freut ſich der Tugenden ihres Bruders, ſie erhöht, vergrößert fremde Vorzüge. Die Liebe

iſt nicht neidiſch. Sie wird nicht beleidigt durch den Anblick fremder Vollkommenheiten, die ihr mangeln: ſie ergreift vielmehr jede Gelegenheit, dieſelben anzupreiſen. Sie handelt nicht boshaft, ſie richtet Niemand ohne Unterſuchung: ſie verdammt Niemand ohne Ueberzeugung. Die Liebe, fährt der Apoſtel fort, iſt nicht aufgeblaſen, nicht eiferſüchtig. Sie fühlt jede ihrer Schwachheiten: ſie ſtrebet nicht darnach, auf Unkoſten ihres Bruders groß zu werden. Mißtrauiſch auf ihr eigenes Herz beobachtet ſie mit unverrückter Aufmerkſamkeit die Krümmungen der Eigenliebe, und hütet ſich ſorgfältig vor den Fallſtricken der Eitelkeit. Sie ſuchet nicht ihren eignen Vortheil, dieſe großmüthige Liebe. Der Wunſch ihres Herzens, und der Endzweck ihrer Handlungen iſt Menſchenwohl; und wenn nur Menſchen beſſer und glücklicher werden, ſo freut ſie ſich, und ſegnet die Werkzeuge, wodurch ſie es werden. Die Liebe, meine Brüder, denkt nichts arges: ſie wagt es nicht, den Handlungen der Menſchen ſchiefe Abſichten zu unterſchieben: ſie greift nicht ein in die Rechte des Allrichters, ſie beurtheilt jeden ſo, wie ſie wünſcht, ſelbſt beurtheilt zu werden. Sie zittert bey jedem Argwohn, der in ihrer Seele aufſteigt: ſie fürchtet ſich, einen Bruder zu verdammen, den vielleicht das allſehende Auge Gottes für ſchuldlos erkennt. Sie weiß, daß er Gott ſtehe, oder falle, und daß ein jeder nur für ſich zu ſorgen habe, daß er nicht falle. Die Liebe hoffet Alles, erträgt Alles, glaubt Alles. Sie läßt jeder edlen

Handlung gerne ihr Lob: ſie geduldet jeden Fehltritt, ſie entſchuldigt wenigſtens die Abſichten, wenn ſie die Handlungen nicht entſchuldigen kann. O, mein Gott! flöße ſie uns ein, dieſe heilige Liebe, dieſe charakteriſtiſche Tugend des Chriſten, beſeele uns ganz mit ihrem Geiſte! Mache uns alle zu guten Menſchen, mache uns geneigt, lieber Gutes als Böſes von unſern Brüdern zu denken, erſticke den Keim des Argwohns und des liebloſen Urtheils in unſerm Verſtande durch richtige Menſchenkenntnis, und in unſerm Herzen durch wahre Menſchenliebe! Amen.

VIII.
Von der feinen Verläumdung.

Einige aus den Juden ſagten: Er treibt durch Beelzebub, den Fürſten der Teufel, die Teufel aus. Luk. XI. 15.

Es war zu allen Zeiten das Schickſal großer Männer, daß ſie von ihren Zeitgenoſſen und Landsleuten miskennt, beneidet, verfolgt wurden. Wenn gleich die beſſere Nachwelt ihre Verdienſte fühlt, und ihre Namen durch Denkmäler verewigt; ſo mußten ſie doch, ſo lange ſie ſelbſt unter den Menſchen lebten, mit tauſend Hinderniſſen, Drangſalen, heimlichen und öffentlichen Feinden kämpfen. Nur der mittelmäßige Mann, ſagt ein ſinnreicher Schriftſteller unſers Jahrhunderts, iſt der geliebte Mann. Jede Erhabenheit des Geiſtes, jede Ueberlegenheit der Seelenkräfte, jeder unerreichbare Vorzug beleidigt die Augen des Neides; fremdes Verdienſt drückt ſein Selbſtgefühl zu Boden, und fremde Tugend ſieht er als eine Satyre auf ſeine eigenen Laſter an. Glücklich genug der große Mann, der bey ſeinen überwiegenden Talenten, und rühmlichen Thaten noch ſo viele Schwachheiten hat, daß er dem großen und kleinen Pöbel erträglich werde. Es iſt daher eine wahre Wohlthat der Vorſehung, daß ſie außerordentlichen Männern immer eine ver-

hältnismäßige Doſis von Schwachheiten zugemeſſen, und in ihrem Charakter Schatten und Licht ſo gegen einander geſtellt hat, daß der Neid noch irgendwo eine Nahrung finden, und ſich für die Vorzüge, die er einmal nicht zu zernichten vermochte, durch Tadel entſchädigen konnte. Vielleicht war dies die Haupturſache, warum nicht alle große Männer der Vorwelt im Exil, oder auf dem Schaffotte ſterben mußten. Sie warfen dem neidiſchen Haufen von Zeit zu Zeit gewiſſe Thorheiten vor, und indem dieſer mit Herzensluſt daran nagte, gewannen ſie Zeit, wieder einige Schritte ruhig vorwärts zu thun. Nur der größte unter den Menſchenkindern, der thätigſte Freund der Menſchheit, Jeſus von Nazareth war dieſes einzigen Mittels, ſich gegen die Anfälle des Neides, wenigſtens hier und dort, zu ſichern, gänzlich entblößt. Da er frei von allen Fehltritten und Unvollkommenheiten war; da er ſeinen Feinden gar keinen Stoff zu gerechtem Tadel ließ; ſo konnte er auch keine Nachſicht gegen ſeine übermenſchliche Vollkommenheiten erwarten. Wie hätten auch die Phariſäer einen Mann auf dem Erdboden dulden können, der ſo ganz der Abdruck der Gottheit, das vollendete Muſter der Tugend war? Nein! ſo ein Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung mußte herab geſezt, mißhandelt, und je eher je lieber aus dem Wege geräumt werden. Konnten ſie ſeine ſchöne Thaten nicht läugnen, ſo wußten ſie ihnen doch boßhafte Abſichten zu unterſchieben: Heilte er Kranke am Sabbath, ſo mußte er ein Veräch-

ter

ter des Geſetzes ſeyn, und trieb er, wie wir im heutigen Evangelium leſen, Teufel aus, ſo mußte er ſie durch Beelzebub, den Fürſten der Teufel austreiben. Einige aus ihnen ſagten: er treibt durch Beelzebub, den Fürſten der Teufel, die Teufel aus. Eine Verläumdung, welche nicht allein die Höllenſchwärze ihres Herzens, ſondern auch die Dummheit ihres Verſtandes auffallend darſtellt! Dann was konnte thörichter und widerſinniger ſeyn, als ein ſolcher Einfall? Wenn ein Reich durch innere Unruhen zerriſſen wird, wenn der Regent eines Staats gegen ſeine eigenen Bürger wüthet, wie läßt ſich da noch eine Dauerhaftigkeit der Staatsverfaſſung denken?

Nun, ſpricht Chriſtus, dies wäre wirklich der Fall, wenn eure Beſchuldigung ſtatthaft wäre: der Satan müßte gegen ſein eigenes Intereſſe arbeiten, wenn er mich zum Werkzeuge brauchte, ſeine Dämonen zu vertreiben. — So ungereimte — ſich ſelbſt widerſprechende Verläumdungen verfehlen nun gemeiniglich ihres Zwecks, und machen ihre Urheber nur verächtlich. Man hört ſie deswegen auch ſeltener zu unſern Zeiten: man fühlt das Bedürfnis, auch in dieſem Stücke einen feinern, weniger beleidigenden Ton anzunehmen. So wie man das Geheimnis gefunden hat, durch kleinzerſtäubtes, faſt in Dunſt aufgelöſtes, an Kleider und Gefäße angebrachtes Gift zu tödten; ſo hat man auch die Verläumdung zu verfeinern, und, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, zu verpulvern gelernt. Aber wie die Wirkungen jenes Giftes deſto unheilba-

rer ſind, je langſamer ſie ſich äußern; ſo entwickeln ſich die ſchrecklichen Folgen der feinen Verläumdung deſto ſicherer, je bedächtlicher und künſtlicher, und mühſamer ſie angelegt iſt. — Ein ſo fürchterliches Uebel für die Menſchheit verdient wohl aus ſeiner finſtern Höhle hervorgezogen, und beim hellen Tage betrachtet zu werden, damit jedermann, dem ſeine und ſeiner Brüder Glückſeligkeit am Herzen liegt, ſich vor demſelben hüten und bewahren könne. Erlauben Sie mir alſo, meine Brüder, dies in der heutigen Rede zu thun. Ich werde zuerſt die Kunſtgriffe der feinen Verläumdung freimüthig aufdecken, und dann einige Verwahrungsmittel dagegen vorſchlagen. —

I.

Einen Verläumder nennen wir denjenigen, der ſeinem Bruder entweder das Gute, das er hat, abſpricht, oder das Böſe, das er nicht hat, andichtet. Thut er das eine oder das andere gerade zu, und ohne künſtliche Vorbereitung, ſo iſt er ein grober Verläumder. Aber ein ſolcher hat ſelten das Glück, ſeine boshafte Wünſche erfüllt zu ſehen: die heftige, leidenſchaftliche Sprache, die er führt, verräth die Niedrigkeit ſeiner Abſichten, und macht daher bei weitem den Eindruck nicht, den der feine Verläumder durch eine gefällige Einkleidung, durch einen gelaſſenen Vortrag, und durch eine andächtige Miene würde gemacht haben. Hat einmal ein Sohn der Finſternis — und die Kinder der Finſternis ſind in dieſer Rückſicht immer klüger, als die Kinder des Lichts — den Anſchlag gefaßt,

faßt, die Ehre und den Kredit eines Mannes zu Grunde zu richten, ſo raffinirt er über die bequemſten und ſicherſten Mittel denſelben auszuführen. Die Verläumdung hat ihre eigene Methode, ihre eigene Redkunſt. Ihr gewöhnlichſter Kunſtgriff, und ſo zu ſagen, die gangbarſte Figur in dieſer Redekunſt iſt ein zweideutiges Lob, das ſie dem unglucklichen Gegenſtande ihres Haſſes beilegt. Um unpartheiiſch zu ſcheinen, und allen Verdacht irgend eine feindſelige Abſicht von ſich zu entfernen, ergreift ſie begierig jede Gelegenheit, die guten Eigenſchaften desjenigen, den ſie zu ſtürzen ſucht, anzupreiſen. Sie läßt ſeinen Fähigkeiten, ſeinen ausgezeichneten Verdienſten alle Gerechtigkeit wiederfahren: ſie muß es geſtehen, daß er viele gute Seiten, und ein ſehr gutes Herz habe: ſie ärgert ſich ſogar darüber, daß die Welt ſo unbillig iſt, ihm ſeine unläugbare Vorzüge ſtreitig zu machen: ſie erſchöpft ſich in Lobſprüchen, und der eingeſchläferte Zuhörer glaubt die Stimme der unbefangenſten Wahrheitsliebe zu hören. Aber erwarte nur das Ende der langen Lobrede; bald wird dich ein vielbeteutendes — mit einer geheimnisvollen Miene verbundenes Aber in Verlegenheit ſetzen: bald wird ein bedenklicher Seufzer den Lobgeſang trüben, der bisher ſo lieblig daherfloß. Läßt du dich durch dieſen Kunſtgriff verleiten, weiter nachzuforſchen, und eine beſtimmtere Erklärung deſſen, was der Lobredner auf dem Herzen hat, zu fordern, ſo wickelt er ſich in den Mantel einer angenommenen Beſcheidenheit, ſo will er dein Ohr durch keine

Nachricht, die dir unangenehme Empfindungen verurſachen könnte, beleidigen, ſo ſtellt er ſich, als bereue er ſchon wieder, was er ſo eben unvorſichtiger Weiſe habe entfahren laſſen, ſo zieht er ſich ſanft zurücke, indem er die Bedeutung ſeines geheimnisreichen Aber unbeſtimmt läßt, und eben dadurch den Saamen des Argwohns in deinen Buſen ſenkt. Von nun an werden alle die herrlichen Tugenden, die er ſo hoch angeprieſen, vor deinen Augen verſchwinden, dein Herz wird ſich beim Anblicke des verdächtigen Menſchen empören, dein Auge wird mit vorwitzigen Blicken jede ſeiner Handlungen durchſpähen, und tauſend unruhige Muthmaßungen werden in deiner Seele entſtehen. So wird durch ein zweideutiges Lob zuerſt Mißtrauen, denn Argwohn, und endlich Haß erzeugt: ſo erreicht die feine Verläumdung allmählig ihren Zweck, und der ehrliche Mann iſt verloren, ohne zu wiſſen, wie ihm geſchieht.

Ein anderer Kunſtgriff der feinen Verläumdung iſt ein dem Scheine nach unvorſichtiger Weiſe entwiſchter, aber im Grunde abſichtig und mit tiefer Ueberlegung hingeworfener Adel. Die Verläumdung erwartet geduldig den Zeitpunkt, da ein Verdruß, eine aufgebrachte Leidenſchaft das Herz desjenigen, bey dem ſie ihren Bruder ſtürzen will, jedem Tadel aufſchließet, und jedes böſen Eindrucks empfänglich macht. Hier iſt es, wo ſie eine lange zurück gehaltene Klage gegen den Gegenſtand ihres Haſſes entfahren läßt, aber dieſelbe, ſo bald ſie tief genug eingedrungen hat, ſogleich wieder gut zu machen,

chen, und zurücke zu nehmen heuchelt. Dadurch wird aber dem Uebel nicht allein nicht abgeholfen, vielmehr wird es durch den Schein der Unpartheilichkeit und der Menſchenliebe in den Stand geſezt, tiefere Wurzeln zu faſſen. — Es iſt unglaublich, meine Brüder, was eine bedenkliche Miene, eine ernſthafte Sprache, ein hochweiſes Achſelzucken in einem ſo kritiſchen Zeitpunkte für Unheil anzurichten vermag. Dadurch wird der Vorwitz gereizt, und eine gewiſſe Furcht erweckt: man dringet darauf, umſtändlicher unterrichtet zu werden, man verſpricht heilige Verſchwiegenheit, man verſucht Alles, um des großen Geheimniſſes habhaft zu werden. Nachdem nun auf beiden Seiten alles vertragsmäßig ausgemacht iſt, nachdem ſich die Verläumdung durch die nöthigen Vorbereitungen und Bedingniſſe geſichert hat, nicht entdeckt zu werden; dann erſt läßt ſie ſich ein Geſtändnis erzwingen, das ſie nur deswegen ſo lange im Buſen behielt, um ſeine Wirkungen deſto ſtärker und giftiger zu machen. Sie ſehen ſelbſt ein, meine Brüder, wie leicht die Tugend ſelbſt auf ſolche Art kann herabgeſezt, und entſtellt werden. Der Mann, der ſeinen Ankläger nicht kennt, hat kein Mittel, ſich vor demſelben zu bewahren, und keines, ſich von Verbrechen, die mit dem Schleier des Geheimniſſes umhüllet ſind, zu rechtfertigen.

Aber noch iſt der erfinderiſche Geiſt der Verläumdung nicht erſchöpft, noch weiß ſie andere Wege einzuſchlagen, wenn ſie keinen von den Vorigen ſchicklich findet. O oft nimmt ſie den Ton

der Freundſchaft an, und blos aus Furcht, ihren Freund betrogen zu ſehen, ſieht ſie ſich gezwungen, ihm einige wichtige Entdeckungen mitzutheilen. Sie wünſchte, ſie mit ſich begraben zu können; aber die Freundſchaft läßt ihrem redlichen Herzen keine Ruhe, bis es ſich endlich vertraulich aufſchließt. Um den Freund zu überzeugen, wie ſehr ſie von allem Eigennutze entfernt ſey, verſchweigt ſie ſogar ihren Namen, und ſchickt auf einem anonymen Blatte dem Manne, für deſſen Wohl ſie ſo ängſtlich beſorgt iſt, ihre intereſſanten Klagepunkte zu. Am öfterſten aber ſteckt ſich die feine Verläumdung hinter die ehrwürdige Maske der Religion, und der Tugend. Und was vermag nicht die Bosheit, wenn ſie einmal unter der Flagge der Religion aufs Freibeuten ausgeht? Welches Uebel iſt ſo fürchterlich, das ſie alsdenn nicht ſtiften, und welches Verdienſt ſo entſchieden, das ſie nicht ſtürzen kann? Unter dem Vorwande, die Ehre Gottes zu befördern, begeht ſie ungeſtraft alle Arten von offenbarer und heimlicher Ungerechtigkeit. Wenn ſie nicht immer mächtig genug iſt, ganze Welttheile mit Blut zu überſchwemmen, und im Namen Jeſus Nationen vom Erdboden zu vertilgen; ſo fehlt es ihr doch ſelten an Gelegenheit, das Verdienſt durch ſchleichende Verläumdung zu kränken, und das Leben des Tugendhaften mit unſäglichen Widerwärtigkeiten zu vergällen. Man zittert für die Kirche Gottes, für die Erhaltung der reinen Lehre, und der guten Sitten. Man hat ſich lange genug Gewalt angethan, ſeinen Gram

über das groſſe Aergernis, das man nun anbringen will, zu verbeiſſen, man iſt weit entfernt, den Untergang des Mannes, dem es gelten ſoll, zu wünſchen. Vielmehr weint man für den Unglücklichen, man wünſchet bey der ganzen Sache nichts ſo ſehr, als einen Irrenden auf den Weg der Wahrheit, und einen Sünder in den Schoos der Tugend zurücke zu führen. Eifer für das Wohl der Religion, Eifer für die Seelen ſeiner Brüder ſind die einzigen Triebfedern, warum man ſeine Klage endlich anzubringen ſucht. Dann werden einige Sentenzen aus dem Zuſammenhange einer Schrift oder eines Geſpräches herausgeriſſen, und unter einen Geſichtspunkt gebracht, der an der Wahrheit der Anklage nicht mehr zweifeln läßt. Man erzält Worte, die man aus dem eigenen Munde des Angeklagten gehört hat, wieder nach, nur mit dem Unterſchiede, daß man den Ton eines Ausdrucks, und eben dadurch den ganzen Sinn deſſelben ändert, daß man das, was ironiſch geſagt wurde, ernſthaft, und das, was im Ernſte geſagt wurde, ironiſch wiederhohlt, daß man den Accent auf ein Wort legt, das vielleicht im ganzen Zuſammenhange das unbedeutendſte war, vielleicht gar unwillkührlich entwiſchte. — Und was läßt ſich nicht auf ſolche Weiſe entſtellen, und verdrehen? Welche Bedeutung kann nicht durch Ton, Stellung, Miene in ein einziges Wort gebracht werden? Und wer wird ſich vor dem Verläumder, der alle dieſe Kunſtgriffe in ſeiner Gewalt hat, vor dem Höflinge, der ſein Geſicht, und ſeine Stim-

me,

me, wie ſeine Kleider, annehmen, ablegen, und umändern kann, vor dem Heuchler, der ſich hinter der Larve der Religion verbirgt, wer wird ſich vor einem ſolchen bewaffnen können? — Denn es iſt einmal Zeit, auf Verwahrungsmittel gegen die feine Verläumdung zu denken. Die Betrachtung der Kunſtgriffe, deren ſie ſich bedient, iſt ohnehin mit ſo vielen unangenehmen Vorſtellungen verbunden, daß ſie das Herz des Menſchenfreundes mit Bitterkeit erfüllt, und der Rechtſchaffene mit einem heiligen Gram ſeine Augen davon abwendet. Ach! es iſt des menſchlichen Elends allenthalben ſo viel, ſo viel der Drangſalen, welchen zu entgehen, nicht in unſerer Macht ſteht. Warum müſſen noch Menſchen von Menſchen gequält werden, und warum müſſen Vernunft, Freundſchaft, und Religion — dieſe koſtbarſten Geſchenke des Himmels — warum müſſen ſie doch in den Händen der Verläumdung zu Werkzeugen des Unglücks der Sterblichen umgeſchaffen werden? — Niederſchlagend und traurig iſt dieſer Gedanke, meine Brüder, und es iſt mir unmöglich, ihn länger zu verfolgen. Wir wollen daher unſern Blick von einem ſo beleidigenden Gegenſtande zurück ziehen, und wenn es nicht in unſern Kräften ſteht, die Verläumdung aus der menſchlichen Geſellſchaft ganz zu verbannen, doch wenigſtens auf Mittel denken, uns vor ihren ſchrecklichen Folgen zu bewahren.

II.

Erwarten Sie aber nicht, daß ich Ihnen hier zeigen ſolle, wie ein Mann von mehr als gemei-

nen

nen Eigenſchaften und Verdienſten ſich betragen müſſe, um den Fallſtricken der feinen Verläumdungen zu entgehen. Alle Behutſamkeitsregeln ſind hier von geringem Nutzen, und alle Verwahrungsmittel unwirkſam. Er muß entweder den Annehmlichkeiten des geſellſchaftlichen Lebens entſagen, und in einer Einöde die Menſchen bedauern, welchen er nicht nützen kann; oder er muß ſich mit dem edlem Stolze über Alles hinaus ſetzen, ſeinen geraden Weg gehen, und die Zukunft ganz der Vorſicht anheim ſtellen. — Fühlſt du dir Muth und Kraft, der Menſchheit zu nützen, ſo rechne nicht darauf, Allen Recht zu thun, erwarte nicht, den Zähnen des Neides, und den Künſten der Verläumdung zu entgehen: fordere keinen Dank für deine Wohlthaten, keine Nachſicht gegen deine Schwachheiten, verlange nicht ein ruhiges harmloſes Leben. Der große Haufe hat nur mit ſeines gleichen, mit Alletagsgeſchöpfen Mitleiden: daß er einen großen Mann unbeneidet und unverfolgt laſſen ſollte; dies wäre eine übertriebene, unmögliche Forderung. Wer war größer, und wer liebte die Menſchen mehr, als Jeſus von Nazareth? Und wer hatte mehr mit dem Undanke, dem Neide, und der Verläumdung zu kämpfen, als eben dieſer Jeſus von Nazareth? Kehre dich alſo nach ſeinem Beiſpiele nicht an das Gerede der Phariſäer, und deiner Feinde, handle ſtets nach deiner Ueberzeugung, und laß die Abſicht, deiner Pflichten getreu zu bleiben, nie aus den Augen, ſtrebe vorzüglich nach dem Beyfalle deines eigenen Gewiſſens, und wirf

dich

dich mit unbegränztem Vertrauen in die Arme der Vorſehung. Dies iſt das einzige Mittel, der Verläumdung zu trotzen, nicht ihr zu entgehen. Denn dies iſt ein für allemal, wie ich ſchon oben ſagte, eine platte Unmöglichkeit. —

Wenn es aber eine Unmöglichkeit iſt, ſich ſelbſt vor den Anfällen der Verläumdung zu ſchützen, ſo gibt es doch Mittel, ſie in Anſehung anderer zurücke zu ſchrecken, und das Uebel, das ſie einem unſerer Brüder bereitet ihr aus den Händen zu winden. Und dies ſind diejenigen Verwahrungsmittel, welche ich Ihnen vorzuſchlagen verſprochen habe. Das erſte und nothwendigſte iſt ein Herz, mit dem Geiſte der Liebe erfüllt. Wo die Liebe wohnt, meine Brüder, da gedeihen die Früchte der Bosheit nicht: ſie mag immer den Saamen der Verläumdung auswerfen, er wird in einem Herzen, das die Menſchen aufrichtig liebt, nie aufzukeimen vermögen. Die Liebe, ſagt Paulus, freut ſich nicht über die Bosheit, vielmehr freut ſie ſich über die Wahrheit. Sie freut ſich nicht über die Bosheit; es iſt ihr kein Vergnügen, von den Sünden ihres Bruders unterrichtet zu werden: ihr Gefühl empört ſich bey den Nachrichten von ſeinen Vergehungen, und weit entfernt, dieſelben mit Heishunger zu verſchlingen, ſucht ſie vielmehr ihnen auszuweichen, ſie zu mäßigen, und den Sünder ſo lange zu entſchuldigen, als es mit irgend einem Scheine der Wahrheit geſchehen kann. Sie freut ſich über die Wahrheit, ſie wünſcht von ihrem Bruder nichts als Gutes zu hören. Alles, was gut, was ſchön, was

wahr iſt, verbreitet unausſprechliche Wonne in ihrer Seele, es mag herkommen, von wem es wolle. Selbſt die Tugenden ihres Feindes ſind ihr ſchätzbar, und der Tag, an dem ſie eine ſchöne, edle Handlung ſieht, hört, lieſt, ſey ſie auch die Handlung ihres grimmigſten Verfolgers, iſt für ſie ein Tag der Freude. Sie hoft alles, fährt Paulus fort, ſie duldet alles: ſie iſt bereit Schwachheiten zu ertragen, und wenn ſie nicht im Stande iſt, offenbare Verbrechen zu entſchuldigen, ſo hoft ſie doch für die Zukunft das Beſte. — Bey einer ſolchen Denkungsart, bey einem ſolchen Herzen, müſſen die meiſten Verſuche der Verläumdung ſcheidern: Nur die Finſternis iſt ihr Element, nur bey ſolchen Menſchen, die ſelbſt laſterhaft ſind, findet ſie Eingang. Wo wahre Menſchenliebe wohnt, da iſt kein Platz für die Verläumdung.

Ein anderes Mittel, ſich vor der feinen Verläumdung zu verwahren, iſt die offenbare Verachtung, welche man bey jeder Gelegenheit gegen dergleichen elende Geſchöpfe äußert, die ſich's zum Geſchäfte machen, ihrer Brüder Fehler zu belauſchen. zu vergrößern, und künſtlich anzubringen. Es iſt einem Manne, der Gefühl für das ſittliche Gute hat, ſchlechterdings unmöglich, einen Verläumder nicht mit der äußerſten Verachtung anzuſehen. Nur läßt ſich mancher durch politiſche Gründe bewegen, dieſe Verachtung nicht immer öffentlich zu zeigen. So ſehr man auch die Ohrenbläſer verabſcheut, ſo will man ſich doch der Ohrenbläſer bedienen. Ein Grundſatz, der zwar durch den einſtimmigen

Beyfall,

Beyfall, und durch die Handlungsart der meiſten Politiker beſtätigt wird, aber deſſen ungeachtet der Moralität und dem allgemeinen Beſten der Menſchheit nicht weniger als günſtig iſt. Willſt du dich des Ohrenbläſers bedienen, ſo must du ſein Intereſſe befördern. Sein vorzüglichſtes Intereſſe iſt aber dir zu gefallen, du darfſt ihm alſo den Abſcheu deines Herzens vor ſeiner Niederträchtigkeit nicht aufdecken, darfſt ihn nie fühlen laſſen, wie ſehr du ihn verachteſt. Nun iſt aber Verachtung das, was ihn am meiſten ſchreckt: willſt du ihm demnach von dir entfernen, ſo laß keine Gelegenheit vorbey, der Welt öffentlich zu zeigen, wie tief der Verläumder ſich in deinen Augen erniedrige, und wie er ſo ganz keinen Anſpruch auf dein Zutrauen, und auf deine Freundſchaft habe. Es geht der Verläumdung, wie gewiſſen giftigen Inſekten, welche nur in Bergklüften, oder faulen Sümpfen ſich aufhalten, weil ſie nur in dieſen Schutz und Nahrung finden: entziehſt du ihr den Schutz, die Nahrung, überzeugeſt du ſie, daß ſie bey dir nicht ihren Mann finde: ſo ſchleicht ſie beſchämt davon, und getraut ſich nicht mehr, deine Ohren zu beläſtigen. —

Doch vielleicht giebt es Fälle, in denen keines der eben genannten Mittel wirkſam genug iſt, der Verläumdung den Eingang zu verſperren. Vielleicht wird mancher Rechtſchaffene durch ſeine beſondere Lage, und durch Umſtände, die nicht zu ändern ſind, gezwungen, verworfene Seelen, die er von ganzem Herzen verabſcheut, um ſich zu dulden, öfters mit ihnen zu ſprechen,

und

und ihre Neuigkeiten anzuhören. Ein Schickſal, dem die Großen der Erde am meiſten unterworfen ſind. Und wie ſoll ſich denn ein ſolcher benehmen, um dem Verläumder den Muth zu nehmen, ſeinen Bruder zu ſchaden? Wie ſoll er, ohne ihm ſeine Niederträchtigkeit ins Angeſicht vorzuwerfen, ihn tief gebeugt von ſich ſchicken? — Das kräftigſte und einzige Mittel in dieſem Falle iſt, daß er keiner allgemeinen, unbeſtimmten, ſchwankenden Nachricht Gehör gebe, ſondern ſobald als irgend eine Klage angebracht wird, gleich auf die Beſtimmung der Thatſache, des Orts, der Zeit und der Zeugen dringe. Iſt der Kläger ſeiner Sache gewiß, hat er die Anzeige nicht aus boshaften Abſichten, ſondern mit Ueberzeugung und Redlichkeit gemacht; ſo wird er kein Bedenken tragen, alles umſtändlich zu beſchreiben, und dem Beſchuldigten ſelbſt unter die Augen zu treten. Steht er aber betroffen da, hüllt er ſich in unbeſtimmte, allgemeine Ausdrücke, ſind ſeine Antworten zweydeutig, weigert er ſich ein oder mehrere Thatſachen beſtimmt darzuſtellen, beruft er ſich auf ſein Gewiſſen, auf ſeine Redlichkeit alleine, hat er keine andere Beweiſe, als ſeine ungebethenen Schwüre, erblaßt er bey dem Gedanken, ſich mit dem Beſchuldigten konfrontiren zu laſſen, fängt er an, ſich zu entſchuldigen, ſo bald er zu ſehr ins Gedränge kommt, o! ſo iſt er gebrandmarkt genug, ſo ſteht's ihm deutlich auf der Stirne geſchrieben, er ſey ein Verläumder, ſo biſt du hinlänglich berechtigt, ſeine Anzeigen als erdichtet, als ein Werk des Neides oder der Schmeicheley zu verdammen,

dammen, ſo fordert die Klugheit gerade das Widerſpiel von ſeiner Abſicht zu thun, ſeine eigennützigen Projekte zu zerſtören, und denjenigen, den er zu ſtürzen ſuchte, mit neuen Wohlthaten zu überhäufen. — Die Verläumdung fürchtet nichts ſo ſehr, als unpartheyiſche Unterſuchung: wie die Nachteule vor dem hellſcheinenden Tage, ſo flieht ſie vor der Fackel der Prüfung in ihre Finſterniſſe zurücke. —

O daß ſie ewig in dieſen Finſterniſſen bleibe! werden Sie jetzt mit mir ausrufen, daß ſie nie wieder hervortrete, die Ruhe und Glückſeligkeit der menſchlichen Geſellſchaft zu ſtören! Ach! um wie viel glücklicher würden wir ſeyn, um wie viel angenehmer würde uns der Aufenthalt auf der ſchönen Gotteserde werden, wenn nicht die Menſchen einander ſelbſt das Leben verbitterten! wenn ſie einander aufrichtig liebten, wenn jeder an den Leiden ſeines Bruders Antheil nähme, wenn jeder ſuchte, die Freuden des Lebens für ſich und andere zu vervielfältigen. Gott hat uns ja darum ſo weiche und empfindſame Herzen gegeben, daß wir einander lieben, nicht daß wir uns durch wechſelſeitigen Haß unglücklich machen ſollten. Die Zunge hat er uns ja nicht zur Verläumdung, ſondern zu freudigen, lehrreichen, tröſtlichen, freundſchaftlichen Geſprächen gebildet. Und dieſe Hände, o mein Gott, haſt du ſie darum an meinen Armen befeſtigt, um das Werkzeug der Verrätherey und des Untergangs meines Bruders zu werden? Nein zur Arbeit, zu ſolchen Verrichtungen, welche der Menſchheit und mir nützlich, haſt du ſie mir verliehen.

Ferne

Ferne ſey es alſo von mir, einen ſo entehrenden Mißbrauch von meinen Gliedern, von meinen Kräften, und von dem etwaigen Zutrauen, das man mir ſchenkt, zu machen. — Wenn aber irgend einer unſerer Brüder das Opfer der Verläumdung werden muß, wenn der Tugendhafte durch ihre Kunſtgriffe gekränkt und zu Boden gedrückt wird, ſo verleih ihm Muth und Chriſtenſtärke, geduldig auszuharren, bis du kommen wirſt, ihn aus dem Staube empor zu heben, und ihm nach ſeinen Werken reichlich zu vergelten. Niemand, o mein Gott, hat mehr von der Verläumdung gelitten, als dein Sohn Jeſus Chriſtus. Rette alle, die gleiches Schickſal mit ihm erfahren, aus den Klauen der Bosheit! Erwärme beſonders die Herzen der Großen mit wahrer Menſchenliebe, flöße ihnen Behutſamkeit und ein heiliges Mißtrauen vor ſolchen Dienern und Rathgebern ein, welche unter dem Vorwande der Freundſchaft, des Dienſteifers und der Religion ihren Bruder nur darum zu ſtürzen ſuchen, um auf ſeinen Ruinen ihre eigenen Projekte auszubauen. Gieb, daß nie durch ſträfliche Leichtgläubigkeit das graue Verdienſt hungern, das unmündige Kind eines durch Verläumdung unglücklich gewordenen Vaters zum Himmel hinauf ſchluchzen müſſe! Laß den Fürſten der Erde die ſchrecklichen Folgen der künſtlichen Verläumdung nie aus den Augen kommen! Ueberzeuge ſie innig, welch ein groſes Verbrechen es ſey, auch nur einen einzigen Menſchen durch ſeine Schuld glücklich gemacht zu haben! Amen.

IX.
Beruhigungsgründe über den Undank der Menſchen.

Jeſus ſprach zu dem Samariter: Sind denn nicht zehn rein geworden — wo ſind denn die übrigen Neune? Iſt ſonſt keiner unter ihnen, der umkehren und Gott verherrlichen wollte, als dieſer Fremdling? Luk. XVII. 17. 18.

Das Gemälde, welches Lukas im heutigen Evangelium ſchildert, hat ſtarke Schatten. Dieſe Schatten dienen aber nur, das ſanfte Licht deſſelben empor zu heben, und reizende Mannichfaltigkeit über das Ganze zu verbreiten. Wir erblicken in demſelben Züge des ſchwärzeſten Undanks, und Züge der erhabenſten Großmuth: und wir wiſſen nicht, welcher Empfindung wir uns am erſten überlaſſen ſollen, dem Unwillen über die Undankbaren, welche Jeſus geheilet, oder der Bewunderung über die Sanftmuth, mit welcher er ihren Undank erduldet hat. Zehn Männer, die am Ausſatze, einem fürchterlichen und in heiſſen Ländern einheimiſchen Uebel litten, begegneten dem Menſchenfreunde Chriſtus, da er ſich eben auf dem Wege nach Jeruſalem befand. Sie durften es nicht wagen, ſich ihm zu nähern, weil ihre leicht erbliche Krankheit ſie von der menſchlichen

lichen Geſellſchaft lebendig trennte: ſie riefen alſo von ferne: Jeſus! erbarme dich unſer! Brauchte es mehr, als dies, um das gefühlvolle Herz Jeſus zum thätigen Mitleiden zu ſtimmen? Kaum ertönte die Stimme des Jammers in ſeinen Ohren, ſo ſprach er ſchon die troſtvollen Worte aus: Gehet hin: zeiget euch den Prieſtern: „euer Ausſatz iſt geheilt, geht hin, und machet die geſetzmäßige Anzeige davon." Sie giengen, und wurden alle rein. Wer hätte nicht erwarten ſollen, daß ſie voll der innigſten Freude, und durchdrungen vom wärmſten Dankgefühl zu ihrem Wohlthäter zurücke eilen, zu ſeinen Knien hinſinken, ſeine Hände mit Thränen der Dankbarkeit benetzen würden? Aber nur Einer aus ihnen wußte die Größe der empfangenen Wohlthat zu ſchätzen, nur einer, und zwar ein Samarit, hatte Gefühl genug, ſeinen Retter wieder aufzuſuchen, und hingeſtreckt zu ſeinen Füßen die Güte Gottes zu preiſen.

Wer entſetzt ſich nicht über einen ſolchen Undank für eine ſolche Wohlthat und gegen einen ſolchen Wohlthäter! Welcher Sterbliche würde Herr genug über ſich ſeyn, in ähnlichem Falle gelaſſen zu bleiben? Weſſen Blut würde nicht aufwallen, und welcher Bruſt würde nicht wenigſtens ein Seufzer der Ungeduld über ein ſo undankbares Betragen entfliehen? — Aber Jeſus, der große Kenner des menſchlichen Herzens, bleibt ruhig, wenn aus zehn Geheilten nur Einer den Arzt für ſeine Rettung ſegnet: er weiß, daß die Menſchen eben ſo gerne Wohlthaten vergeſſen, als empfangen, er entrüſtet ſich nicht,

er fraget nur gelaſſen: Sind denn nicht zehn rein geworden? wo bleiben denn die übrigen Neune? Iſt ſonſt keiner unter ihnen, der umkehren und Gott verherrlichen wollte, als dieſer Fremdling?

So eine Gelaſſenheit, meine Brüder, ſo eine Sanftmuth zu eben der Zeit, da man von undankbaren beleidigt wird, gehöret zu den ſeltnen Erſcheinungen unter den Söhnen der Erde. Vielmehr erſchallen von allen Seiten laute Klagen über den Undank der Menſchen; von ihnen ertönen die Palläſte der Großen, und die Hütten der Armen. Der Fürſt klaget über Unwürdige, die er mit Wohlthaten und Vorzügen überhäuft hat, der Krieger glaubt, ſein Lohn ſey zu geringe für ſeinen Verdienſt, der Gelehrte haſſet eine ungerechte Welt, welche ihn nicht auf den Leuchter ſtellen will, der geringſte Diener und Taglöhner ſchaffet ſich Gründe, die Menſchen undankbar zu ſchelten: Kurz, der Undank iſt eine der ergiebigſten Quellen, aus welchen Unzufriedenheit in die Herzen der Menſchen ſtrömt.

Sollt' es wohl kein Mittel geben, meine Brüder, dieſe giftige Quelle zu verſtopfen? Sollten wir in der Vernunft und in der Religion keine Bewegungsgründe finden, den Undank unſerer Mitmenſchen gelaſſen zu ertragen? Und wird es uns nicht möglich ſeyn, uns über denſelben hinauszuſetzen, unſere Ruhe und unſere Zufriedenheit von ihm ganz unabhängig machen? Ich glaube, meine Brüder, es fehlt uns nicht an Mitteln, dies zu bewirken, wenn wir ſie nur ergreifen wollen, und ich will es verſuchen, Ihnen

heute eines, und zwar dasjenige vorzuſchlagen, welches ich für das kräftigſte und zweckmäßigſte halte. Ich werde es Ihnen aber erſt alsdann nennen, wenn wir zuvor den Grund des Misvergnügens, welches der Undank unſerer Mitmenſchen in uns erweckt, werden nachgeſpürt haben. Dieſen wollen wir alſo zuerſt aufſuchen, dann wird ſich das Mittel von ſelbſt geben: die Arzney wird unmittelbar aus der Urſache der Krankheit folgen. Sie ſehen ſelbſt die Wichtigkeit unſers Gegenſtandes ein. Sie fühlen ſelbſt, wie enge derſelbe mit unſerer Ruhe, unſerm Glücke zuſammen hängt; ich eile alſo gleich zur Unterſuchung.

I.

Wir ſind traurig, meine Brüder, wenn uns die Welt nicht Gerechtigkeit wiederfahren läßt, wir bereuen die Wohlthaten, welche wir unſern Brüdern erzeigt haben, wenn ſie mit Undank vergolten werden, wir gerathen in Verſuchung, Menſchenfeinde zu werden, ſobald unſre ſchönen Handlungen mißkannt werden. Woher dieſe Traurigkeit, dieſe Unzufriedenheit? Die Quelle derſelben liegt nicht tief, meine Brüder, wir werden ſie gleich entdecken, wenn wir uns nur die Mühe geben wollen, unſer eigenes Herz zu beobachten. Wir ſind traurig über den Undank unſerer Mitmenſchen, weil unſere Abſichten nicht immer rein, nicht edel genug ſind, weil wir das Gute nicht aus dem Grunde thun, aus welchem wir es thun ſollten, weil wir nicht aufmerkſam genug ſind auf die geheimen Triebfedern unſerer Handlungen. Das menſchliche Herz iſt ein

täuſchender Sophiſt, der den Verſtand durch tauſend Kunſtgriffe zu fangen und ſeine geheimen Abſichten in undurchdringliche Nebel zu hüllen weiß: es nimmt tauſend Geſtalten an, um ſeine verborgenen Wünſche zu erreichen, es wählet oft die Kleidung und Maske der Tugend, um die Forderungen ſeiner Eigenliebe durchzuſetzen. Wie oft glauben wir nicht, aus den erhabenſten, edelſten Beweggründen zu handeln! Wie oft ſchmeicheln wir uns mit den Gedanken, uneigennützige Freunde der Tugend und der Menſchheit zu ſeyn! Wie oft verlieren wir uns in ſüßen Träumen, und wiegen uns in dem Schooſe einer verrätheriſchen Ruhe, weil wir uns überzeugen, unſere Pflicht im ſtrengſten Sinne erfüllt zu haben. Wir wähnen, aus Großmuth, aus Menſchenliebe, aus Religion Gutes zu thun, und im Grunde thun wir es aus Eitelkeit, aus Ruhmbegierde, aus Herrſchſucht, aus Gewinnſucht.

Dieſe unedeln Beweggründe ſchleichen ſich unbemerkt in unſere Seele, legen ſich, wenn ich ſo ſagen darf, in die innerſten Falten derſelben, und wirken dann um ſo ſtärker, je unſichtbarer ſie ſind.

Solange ſie nicht durch widrige Erfolge gereizt werden, liegen ſie ruhig, und der ſchärfſte Selbſtkenner vermag ſie kaum in ihrem finſtern Winkel zu entdecken: werden ſie aber durch widrige Erfolge empört, verfehlen ſie ihres Zwecks, dann erwachen ſie mit der Wuth einer Furie aus ihrem betrügeriſchen Schlummer, ſetzen ihren Hyänenzahn an das Innerſte des Herzens,

ver-

verbreitet Unmuth und Traurigkeit durch den ganzen Menſchen.

Erlauben Sie mir, dieſe Behauptung durch einige Beyſpiele zu erläutern. Ein Richter handelt ohne Rückſicht auf Stand und Perſon, prüfet das Recht des Vornehmen, wie das Recht des Geringen, auf der Wage der unpartheyiſchen Unterſuchung, ſpricht Recht, wem Recht gebühret, und Strafe, wem Strafe gebühret. Ferne von Eigennutz und Habſucht erfüllet er pünktlich die heiligen Pflichten ſeines wichtigen Amtes. Indeß wird ſeine Tugend verkannt, man beurtheilet ſeine Gewiſſenhaftigkeit ſchief, man ſchreibet ſeine Gerechtigkeitsliebe der Begierde zu, für einen gerechten, rechtſchaffenen Mann gehalten zu werden. Einige wittern noch unedlere Gründe ſeines Betragens, ſie glauben, er handle aus der Abſicht, die Gunſt und Achtung der Großen zu gewinnen, und ſich den Weg zu höhern Würden zu bahnen.

Solche Vermuthungen beunruhigen, kränken ihn: er hält die Welt für undankbar, und Mißvergnügen bemächtigt ſich ſeiner ganzen Seele? Warum? Weil er im Grunde eben dieſe ſelbſtiſchen Gründe, eben dieſe unedlen Abſichten hatte, welche ihm zur Laſt gelegt werden, weil er die Gerechtigkeit nicht um ihrer ſelbſt, ſondern um eigener Vortheile willen ausübte. Nun da ihm dieſe Abſicht fehl ſchlägt, da er eben das, was er am ſehnlichſten wünſchte, am wenigſten erreicht, verfällt er in Gram und Unzufriedenheit. — Ein gelehrter durchwacht einſame Nächte, forſchet raſtlos nach Wahrheit, op-

fert, um ſie zu finden, Zeit, Geſundheit, Kräfte auf. Aber die Welt findet ſeine Arbeiten unerheblich, ſeine Verdienſte mittelmäßig. Warum ſinkt ihm dann der Muth? Warum blicket er traurig auf den Boden? Weil er nicht blos Wahrheit ſuchte, weil er nach Zwekken ſtrebte, die er nicht erreichet hat. Wäre dies nicht, warum könnte er trauren? Wäre, die Wahrheit zu finden, und den Menſchen nüzlich zu werden, ſein höchſter Zweck geweſen; ſo würde er bey dieſem Bewußtſeyn ruhig bleiben, ſo würde er mit dem Zeugniſſe ſeines eigenen Herzens zufrieden ſeyn. Ein Krieger hält pünktlich über die Pflichten ſeines Standes, dient ſeinem Fürſten mit Treue, Eifer und Heldenmuth, ſtürzt ſich in Gefahren, trozt dem Tode. Aber warum bewölkt jezt Unmuth ſeine Stirne? Warum naget Verdruß, wie ein giftiger Wurm an ſeinem Herzen? Darum, weil ſeine Abſichten nicht rein genug waren, weil er die hohen Beförderungen, die großen Belohnungen nicht fand, deren Erwartung die Triebfeder ſeines Betragens war.

Ein Vorgeſetzter behandelt ſeine Untergebenen mit der Güte eines Vaters: er ſuchet allen ihr Schickſal nach Kräften zu erleichtern, er kommt jedem ihrer Bedürfniſſe liebreich zuvor, und thut das äußerſte, um ihre Herzen zu gewinnen. Wenn er nichts wünſchte, als wohl zu thun; ſo würde nichts ſeine Ruhe zu ſtören vermögen. Aber nun, da ſie durch Undank, Untreue, Ungehorſam geſtört wird, ſo beweiſet er eben dadurch, daß ſie auf keinem feſten Boden

den ſteht, daß ſie auf Nebenabſichten ſich ſtützet, deren Erſchütterung die Erſchütterung des ganzen Gebäudes, und deren Umſturz den Umſturz des ganzen Gebäudes nach ſich ziehet. Er ſtrebte nach dem Ruhme eines Menſchenfreundes, er that Gutes, um ſich Sklaven zu ziehen. Verfehlt er des einen oder des andern Zwecks, ſo iſt es um ſeine Ruhe geſchehen, ſo bereut er die Wohlthaten, die er ſeinen Brüdern erzeigt hat.

Ein Großer wird von Menſchen, die er aus dem Staube empor gehoben, mit Reichthum und Ehrenſtellen überhäuft, ſeines Vertrauens und ſeiner Freundſchaft gewürdiget hat, gemißbraucht, betrogen, verrathen. Dies verwundet ſein Innerſtes: dies raubet ihm die Ruhe des Herzens, dies verbittert ihm den Genuß jedes Vergnügens — Woher dies, meine Brüder? — Daher, weil die Quelle, aus der ſeine Wohlthaten floſſen, nicht lauter genug war, weil er ſich geſchmeidige Diener, folgſame Kreaturen, vielleicht willige Werkzeuge ſträflicher Begierden und ſündhafter Entwürfe an denen verſprach, die ſeine Erwartung jezt auf eine ſo ſchmerzhafte Weiſe täuſchen. —

Es wäre ein Leichtes, ein Menge ähnlicher Beyſpiele aufzuzählen; aber ich glaube, die bisherigen zeigen zur Genüge, wo eigentlich der Grund des Mißvergnügens, welches wir über die Undankbarkeit der Menſchen empfinden, zu ſuchen ſey. Dieſer lieget nämlich nicht ſowohl außer uns, als in uns ſelbſt: nicht ſowohl in dem Undanke der Menſchen, als in verfehlten unedlen Abſichten. Mit einem Worte: Wir betrüben

uns über den Undank der Welt, weil die Beweggründe unſerer Handlungen nicht rein und edel genug ſind.

II.

Wir haben nun die Quelle des Uebels gefunden: das Heilungsmittel dagegen giebt ſich von ſelbſt. Willſt du, mein chriſtlicher Bruder, dein Herz wider den Undank deiner Mitmenſchen ſchützen, wünſcheſt du deine Ruhe von dem Dank oder Undank der Welt unabhängig zu machen; ſo thue das Gute um ſeiner ſelbſt willen, mache dir deine Pflicht zum höchſten Zwecke, und ſuche keinen andern Lohn deiner Tugend, als die Vervollkommnung deiner Natur! Dies, meine Brüder, iſt der ſicherſte, der einzige Kompaß, nach welchem wir ſteuren müſſen, wenn unſer Schifflein nicht an tauſend Klippen und Sandbänken ſcheitern ſoll; dies die einzige Regel, deren getreue Befolgung uns vor dem Mißvergnugen ſchützen kann, welches aus dem Undanke zu entſtehen pflegt.

Je reiner, erhabener unſere Abſichten ſind, deſto unabhängiger iſt unſere Zufriedenheit: je ſelbſtiſcher, enger, niedriger unſere Abſichten ſind, deſto leichter können wir ſie verfehlen, und deſto gefährlicher ſteht es mit unſerer Zufriedenheit. Wenn ich das Gute darum thue, weil es gut iſt, weil es der Wille des Schöpfers iſt, weil es die Einrichtung der Welt, der Zweck der Schöpfung fodert, daß ichs thue, weil ich dadurch meine eigene Natur veredele, meiner Beſtimmung näher rücke, was iſt alsdenn noch vermögend, meine Ruhe zu ſtören? Man beurtheile mich noch

ſo

ſo ungerecht, man vergelte mir immer Böſes für Gutes, man arbeite meinen noch ſo wohlthätigen Planen und Entwürfen entgegen, ich verliere darum nichts von meinem innern Gehalte, meine Handlungen verlieren nichts von ihrem Werth; denn dieſer liegt in ihnen ſelbſt, nicht in den Urtheilen der Menſchen. Wenn wir das Gute thun, um Dank und Belohnung dafür einzuärndten; ſo wagen wir immer noch zu viel: ſo ſtecken wir uns einen Zweck vor, den zu erreichen nicht ganz, nicht immer in unſerer Macht ſtehet. Wir müſſen nothwendiger Weiſe unruhig, unzufrieden, unglücklich ſeyn, ſo lange wir nach dem Beifalle der Welt, nach dem Danke unſerer Mitmenſchen trachten. Die Gunſt und der Beyfall der Welt ſind äußerſt ſchwankend, ungewiß, wandelbar. Die Tyranney der Mode erſtreckt ſich eben ſo ſehr über die Urtheile der Menſchen, als über ihre Kleider und Meubles. Heute verwerfen ſie, was ſie geſtern bis an die Sterne erhoben, und morgen werden ſie das für Thorheit ausſchreyen, was ſie heute mit dem ehrenvollen Namen der Weisheit belegten. Die wenigſten Sterblichen haben die Fähigkeit, und noch wenigere den Willen, den Werth oder Unwerth eines Mannes zu würdigen. Sie ſprechen ab nach ihrer jedesmaligen Laune, nach vorgefaßten Meinungen, nach dem eben jetzt herrſchenden Tone. Morgen iſt ihre Laune geändert: die Meinungen werden mit andern eben ſo irrigen vertauſcht, und der herrſchende Ton wird durch einen andern verdrungen, der bald wieder dem dritten Platz machen wird. Und wir ſollten unſere

ſere Ruhe auf einem ſo unſtäten, ſo unſichern Boden gründen, wie der Beyfall der Menſchen iſt? Wir ſollten ſie von einem ungewiſſen Erfolge abhängen laſſen, da wir ſie ganz zu unſerm Eigenthume machen könnten? Die Feſtigkeit unſers Charakters, meine Brüder, iſt allein die Schutzwehr, hinter welcher uns die Pfeile des Undanks nicht treffen: Menſchen, welche nur der Welt zu gefallen ſuchen, und ihren Werth nach dem Beyfalle der Großen bemeſſen, haben in ſich kein Rettungsmittel, ſobald das ſchwache Rohr zerknickt, auf welchem ſie ſich ſtützten.

Solche wandelbare Schatten, ſolche ſittliche Kamäleone müſſen über kurz oder lange in Unmuth und Verzweiflung gerathen, weil Menſchengunſt, und folglich eine Glückſeligkeit, die auf Menſchengunſt ſich gründet, nie lange währt.

Wollen wir alſo glücklich, auf eine dauerhafte, von uns allein abhängige Weiſe glücklich ſeyn, meine Brüder, ſo laſſen Sie uns den geraden Weg der Rechtſchaffenheit wandeln, ohne weder rechts noch links zu ſchauen, laſſen Sie uns den Menſchen wohlthun, ohne auf ihren Dank zu zählen, laſſen Sie uns das Gute thun, weil es gut iſt, weil dies unſere Pflicht iſt. Laſſen Sie uns vollkommen werden, wie unſer Vater im Himmel vollkommen iſt! Sehen wir nicht, daß Gott die Fülle ſeines Segens über die Erde ausgießet, ohne Rückſicht auf den Dank oder Undank ihrer Bewohner? Träufelt nicht ſein befruchtender Thau auf die Saat des Sünders, wie auf den Garten des Gerechten? Fließet nicht ſein Reichthum in den Strömen, an deren Ufer

der

der Ungläubige wohnt, wie im jenen, aus denen der Gläubige ſchöpft? Berechnet der Allgütige erſt unſer Opfer, wenn er ſeine Wohlthaten über uns ausgießen will? Zählet er unſere Seufzer, ehe er uns rettet? Und beſtimmt das Maas unſers Dankes das Maas ſeiner Gnaden? Nein, er thut Gutes, weil er ſelbſt unendlich gut iſt, weil Güte ſein Weſen, Wohlthun ſein Daſeyn, Glückſeligkeit der Geſchöpfe ſein letzter Zweck iſt. Ganz nach dieſem Muſter bildet ſich der Stifter unſerer Religion, Jeſus Chriſtus, auch er that das Gute um ſeiner ſelbſt willen, auch er rechnete nicht auf die Dankbarkeit der Menſchen.

Ach! meine Brüder, was würde aus uns geworden ſeyn, wenn Jeſus auf den Dank oder Undank ſeiner Landsleute Rückſicht genommen hätte? Wer würde alsdann die Bande der Sünde zertrümmert, die Thüre des Himmels geöffnet, den Tod beſiegt, das Reich der Wahrheit und der Tugend gegründet haben? Wie undankbar behandelten ihn nicht die Juden, wenn er ihnen wohlthat! wie wenig erkannten ſie den Werth ſeiner Bemühungen! ſeiner Lehren! ſeiner Leiden! Er heilet Kranke, und ſie danken ihm nicht: kaum daß aus zehen Geheilten ein Einziger, und zwar ein Samariter, zurücke kommt, die Güte ſeines Retters zu preiſen! Er giebt ihren Blinden das Geſicht, und ihren Stummen die Sprache wieder, und — ſie nennen ihn einen Gotteslaſterer, einen Bundsgenoſſen des Satans. Er predigt ihnen das Evangelium des Friedens, und den Bund der Gnade: und ſie heben Steine auf, um nach ihm zu werfen. Er will die verlornen

Schafe aus dem Hauſe Iſraels verſammlen, und zum himmliſchen Vater führen, und ſie halten Rath, wie ſie ihn aus dem Wege räumen möchten. Er weinte Thränen des zärtlichſten Mitleids über das unglückliche Jeruſalem: und Jeruſalem ſchreiet mit aller Macht: Kreuzige ihn! kreuzige ihn! Er wird wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt: er ſtirbt den ſchmerzlichſten Tod für die Menſchheit: und die Phariſäer ſchütteln den Kopf über ihn, und ſuchen einem Manne, der ſich für ſie aufopfert, noch die lezten Augenblicke eines kummervollen Lebens zu verbittern. Iſt dies nicht der höchſte Grad von Undank gegen den Beſten der Menſchen, das völlſte Maaß von Ungerechtigkeit gegen den Gerechteſten? Aber hörte Jeſus darum auf, wohlzuthun, weil die Menſchen undankbar waren? Fuhr er nicht vielmehr unermüdet auf ſeiner rauhen Laufbahn fort, bis er dort anlangte, wo er ſagen konnte: **Es iſt vollbracht!** Zog er d[ie] Hand von dem großen Geſchäfte, die Menſche[n] zu beglücken, eher zurücke, als bis er's durch ſeinen Tod vollendet hatte?

Daß doch auch wir von dieſem Beyſpiele lernten, Gutes zu thun, ohne auf Dank zu warten! unſere Glückſeligkeit in der Erfüllun[g] unſerer Pflichten, und nicht in der Erkenntli[ch]keit der Welt zu ſuchen! Nur dadurch, mei[ne] Brüder, werden wir wahrhaft glücklich, unabhängig von der ganzen Welt, Ebenbilder der Gottheit, ächte Schüler Jeſus werden! Nur dadurch können wir eine der ergiebigſten Quellen

unſere

unſerer Leiden auf immer verſtopfen, und jene reine Freude koſten, welche aus reinen Abſichten fließet. Laſſen Sie uns alſo jede unedle Abſicht aus unſern Herzen verbannen, laſſen Sie uns nicht nach Reichthum, Ehre, Menſchengunſt, ſondern einzig nach dem Beyfalle Gottes, und nach der Vervollkommnung unſerer Natur trachten! Laſſen Sie uns ohne Nebenabſichten Gutes thun, weil wir dadurch Gott dem Vater und unſern Herrn Jeſus Chriſtus ähnlich werden, und weil der höchſte Lohn der Tugend die Tugend ſelbſt iſt. Amen.

X.
Von der wahren Glückſeligkeit eines Fürſten.

Ich bin ein guter Hirte. Joh. X. 11.

Wenn die Großen der Erde ihr wahres Intereſſe kennten, ſo würde ihr höchſter Wunſch, ihr einziges Beſtreben ſeyn, ihre Völcker glücklich zu machen. Mit der Liebe eines Vaters würden ſie ihre Unterthanen regieren, würden jeden Tag für verloren ſchätzen, an dem ſie nicht etwas Gutes für den Theil der Menſchheit, den die Vorſehung ihnen anvertraut hat, gethan haben. Glücklich zu werden, iſt der Endzweck des Unterthanen, und glücklich zu machen, die Beſtimmung des Fürſten. Jedes Land hat das Recht ſeinen Regenten zu ſagen, was einſt ein Weltweiſer dem Eroberer ſeines Vaterlandes ſagte: „Biſt du ein Sklavenhändler? ſo verkaufe uns: biſt du ein Mörder, ſo ſchlachte uns: biſt du aber ein Fürſt, ſo mach uns glücklich.“ Heil dem Völckerbeherrſcher, der ſeinen erhabnen Beruf kennt, ſeine Pflicht in ihrem ganzen Umfange erfüllt, und mit Jeſus, dem Muſter und Lehrer guter Hirten, ſagen kann, ich bin ein guter Hirte. Möchte doch jeder Große der Erde dies mit Ueberzeugung, mit Wahrheit ſagen können! Möchte der beobachtende Freund der Menſchheit vom Nordpol bis

zum Südpol, und vom Orient bis zum Occident die Grundſätze der edelſten Kunſtvölker zu beglücken, verbreitet, erkannt, angenommen, befolgt, wirkſam ſehen! Die Aufklärung unſerer Zeit hat die Rechte der Menſchheit in ein Licht geſezt, in welchem ſie noch nie erſchienen waren. Sie hat den Menſchen ihre urſprüngliche Freiheit und Gleichheit gezeigt, hat ſie bekannt gemacht mit den gerechten Forderungen, welche ſie an jene zu machen haben, in deren Händen ſie beides, Freiheit und Gleichheit niederlegten. Sie hat die Macht der Regenten auf gewiſſe Gränzen zurücke geführt, hat ſie belehrt, daß ſie einzig wegen gemeinen Beſtens die Krone tragen, und daß ihre wahre Würde in thätiger Beförderung deſſelben beſtehe. Wollte Gott! meine Brüder, die Stralen dieſer wohlthätigen Wahrheit hätten ſich über alle Theile des Erdkreiſes verbreitet, wären in die Palläſte aller Großen, und in die Herzen ihrer Rathgeber und Gehülfen gedrungen!

Aber noch iſt dies nicht geſchehen, noch umhüllt manches Fürſten Augen Finſterniß, noch deckt eine falſche Politik häufig den Schleier über Wahrheiten, deren Erkenntnis und Ausübung die Glückſeligkeit der Völker, und eben dadurch die Glückſeligkeit des Regenten bewirken würde.

Betrachten Sie dort die ungeheuren Koloſſen des Deſpotismus in Aſien und Afrika! die Millionen ihrer unglücklichen Brüder, welche

es einzig darum ſind, weil der Menſch, der ſie beherrſcht, denket, nicht Er ſei wegen ihrer, ſondern ſie wegen ſeiner da, weil er nichts von ſeiner Beſtimmung weiß, die Quelle des allgemeinen Völckerwohls zu werden, ſondern jeden ſeiner Unterthanen, vom Vezier an, bis zum Sklaven an der Ruderbank, als ein Werkzeug ſeines Vergnügens, als ein Gefäße, das er nach Belieben zertrümmern, oder erhalten kann, als eine Maſchine anſieht, die einzig nach ſeiner Laune und Phantaſie gehen, oder ſtocken ſoll. — Man ſollte glauben, meine Brüder, der Zuſtand eines ſolchen Alleinherrſchers ſey der glücklichſte und beneidenswürdigſte: denn nichts ſchmeichelt Eigenliebe, und dem Stolze des menſchlichen Herzens ſo ſehr, als eine unbegränzte Macht, ein vollendeter Deſpotismus. Indeß lehrt uns die Geſchichte aller Zeiten, und aller Nationen das Gegentheil.

Von dem Throne des Fürſten, der für ſeine und nicht ſeiner Unterthanen Glückſeligkeit ſorget, fliehen Weisheit, Tugend, und Freundſchaft. Ihn umgibt die Schmeichelei, die Falſchheit, und der Eigennuz. Unter dem ganzen Schwall ſeiner Diener findet er keinen, der nicht vor ihm kröche, keinen, der nicht ſeine Verachtung verdiente. Umgeben von einer Menge feiler Sklaven ſehnt er ſich vergebens nach der Himmelswonne der Freundſchaft, und mitten unter dem Geräuſche des Hoflebens ſchmeckt er alle die Bitterkeit der Einſamkeit und Verlaſſenheit.

Es iſt nämlich wahr, und wird ewig wahr bleiben, daß nur der gute Hirte, der geliebte Fürſt, der glückliche ſey, daß die Glückſeligkeit des Monarchen einzig von dem Beſtreben, die Glückſeligkeit ſeines Volckes zu befördern, abhänge.

Laſſen ſie uns, meine Brüder, dieſe wichtige Wahrheit zum Stoffe unſerer heutigen Betrachtung wählen.

I.

Das heutige Evangelium, in welchem Jeſus die Züge des guten Hirten ſo meiſterhaft ſchildert, veranlaſſet die Wahrheit eines Satzes darzuthun, der auf die Glückſeligkeit des Menſchengeſchlechts ſo entſchiedenen Einfluß hat. Aus mehrern Beweiſen, welche ſich darbieten, will ich nur diejenigen ausheben, welche nicht allein auf den Verſtand, ſondern auch auf das Herz zu wirken, die fähigſten ſind.

Der Menſch, der von ſeinen Brüdern geliebt zu werden wünſcht, muß ſelbſt lieben. Wer ſich eine dauerhafte Liebe des Volcks zu erwerben hoffet, ohne ihm überzeugende Beweiſe ſeines Beſtrebens, es glücklich zu machen, gegeben zu haben, der kennt das menſchliche Herz nicht. Gefürchtet, bewundert, von Schmeichlern beſungen, kann der ſtrenge, der mächtige, der tapfere Fürſt werden: aber nur der gute wird geliebt. Die vortreflichſten Geiſtesgaben, die glänzendſten Eigenſchaften, die erſtaunlich-

 ſten

ſten Vergrößerungen bewirken nicht, was die Güte allein zu bewirken vermag. Wo iſt das Volck, das einen Fürſten liebte, der mehr der Schrecken ſeiner Nachbarn, als der Vater ſeiner Unterthanen zu ſeyn ſich beſtrebte? der lieber Provinzen als Herzen erobern wollte? Der die Denkmäler ſeiner Wuth- und Mordſucht auf Feldern, die er verheert, auf Städten, die er geſchleift, auf Leichen, die er aufeinander gethürmt, zu verewigen ſuchte? — Was war das Schickſal jener ſchrecklichen Geiſeln der Menſchheit, vor denen halbe Welten erzitterten? — Sie ſtarben dahin, verflucht von ihren Feinden, gehaßt von ihren Unterthanen. Die Nachwelt nennt ſie nur, um ſie zu verabſcheuen, und ihren Laſtern gibt ſie nicht mehr den Namen der Tugenden. — Wie verſchieden iſt das Loos des guten Regenten, des Beglücker ſeines Volcks! des Monarchen, deſſen Lieblingsgedanke, Wunſch, und Beſchäftigung iſt, Alles um ſich herum glücklich zu machen! des Fürſten, der, wenn er am frühen Morgen erwacht, täglich den Vorſatz erneuert, ſeinem großen Berufe getreu zu bleiben, Zeit und Kräfte für ſeine Brüder aufzuopfern, durch Wohlthun, durch Beförderung des allgemeinen Beſtens ſeines Zepters immer würdiger, immer Gott ähnlicher zu werden! des Monarchen, deſſen Herz und Ohr den Klagen ſeines geringſten Unterthanen offen ſtehen! an deſſen Buſen ſich die verfolgte Unſchuld und die verarmte Tugend ausſeufzen darf! in deſſen Armen das mißkannte Verdienſt, und die vertriebene Aufklärung eine ſichere Zufluchtsſtätte findet!

det! deſſen Seele kein höheres Vergnügen kennt, als jenes, das ſie bei dem Anblicke der allgemeinen Volcksglückſeligkeit empfindet, der ſein Leben damit zubringt, gemeinnützige Plane und wohlthätige Vorſchläge anzuhören, zu prüfen, auszuführen, der Verdienſte mit fürſtlicher Großmuth zu lohnen, und ſelbſt denn, wenn ihn die Gerechtigkeit zwingt, das Laſter zu ſtrafen, den Menſchen zu bedauern weiß! Wie ganz anders, meine Brüder, iſt das Loos eines ſolchen Fürſten, als jenes des Eroberers, des Menſchenwürgers. Alle Herzen ſeiner Unterthanen ſchlagen ihm entgegen: allgemeine Liebe iſt der Lohn ſeiner Arbeiten, die Quelle ſeiner Glückſeligkeit.

II.

Denn was fehlt noch dem Regenten, der von ſeinem Volke geliebt wird, um vollkommen glücklich zu ſeyn? Durch dieſe Liebe wird ſeine Perſon geſichert, ſein Anſehen befeſtigt, ſeine Wirkſamkeit erweitert, und was das Wichtigſte iſt, ſein Gewiſſen beruhigt. Er braucht ſich nicht, gleich einem morgenländiſchen Deſpoten, in einem ſcharfbewachten Palaſt einzuſperren, und lebendig zu begraben: er braucht keine Janitſcharen, um ſeine Bruſt vor dem Dolche des Rebellen zu ſchützen. Seine Wächter ſind ſeine Unterthanen, und die Herzen der Bürger ſeine Citadellen. Wenn ein grauſamer Römerfürſt ſich beim hellen Tage in ein unzugängliches Zimmer verſchließt, wenn der argwöhniſche Tyrann von Syrakus ſich ſeinen leiblichen Kindern nicht anvertraut, und jeden, der ſich ihm nähert,

für ſeinen Mörder anſieht: ſo wandelt ein geliebter Titus, ein menſchenfreundlicher Mark-Aurel unter ſeinen Römern, wie ein Vater, unter ſeinen Kindern, und ein Fürſt, deſſen Name unſerm Vaterlande ewig theuer ſeyn wird, ſetzt ſeinen höchſten Ruhm darein, daß er ruhig in dem Schooſe jedes ſeines Unterthanen ſchlafen könne. Sein Schlaf wird durch keinen Schrecken der Verrätherey unterbrochen, und ſein Herz klopft nicht ängſtlich unter dem Purpurkleide. Hätte nicht der Fanatismus die Hand eines frommen Böſewichts gegen den beſten König gewafnet, ſo würde uns die Geſchichte kaum ein Beyſpiel liefern können, daß das Leben und die Perſon eines guten Regenten in Gefahr geweſen ſey. Zeiget mir dagegen einen deſpotiſchen Thron, der nicht häufig mit dem Blute ſeiner erwürgten Beſitzer gefärbt wurde. Eine Wahrheit, an welcher der aufmerkſame Leſer der jüdiſchen Geſchichte unter den Königen, der Kenner der Begebenheiten in der aſſyriſchen, perſiſchen, griechiſchen, römiſchen und türkiſchen Monarchie gewiß nicht zweifeln wird. — Möchten doch dieſe Betrachtungen auf die Herzen aller Erdbeherrſcher wirken! möchten ſie ſie überzeugen, daß Bollwerke und Kriegsheere nicht das wahre Mittel ſind, ihre Perſon zu ſchützen, daß nur die Erfüllung ihrer Pflichten ihnen die Liebe ihres Volks zu erwerben vermöge, und daß nur dieſe Liebe ihre unüberwindlichſte Burg und unverletzliche Bruſtwehr ſey.

III.

Eben dieſe Liebe iſt es, welche die Macht des guten Fürſten vergrößert, ſein Anſehen befeſtigt, und ſeine Aufmerkſamkeit erweitert. Was ſind Machtſprüche, und was vermag die Gewaltthat? Machtſprüche verändern nur die Oberfläche der Dinge: Gewaltthat erzwingt Heucheley; nicht Gehorſam. Was ſind ſelbſt die beſten Geſetze, und zweckmäſigſten Anſtalten, wenn ſie nicht von der Liebe des Volkes unterſtützt werden? Ihre Wirkung iſt augenblicklich, und hört auf, ſo bald die Furcht vor der Strafe verſchwindet. Der Sklave bequemt ſich freylich zur Arbeit, aber nur ſo lange, als er die Peitſche des Aufſehers hinter ſeinem Rücken knallen hört; man entferne dieſe, ſo legt er ſich müßig hin, und verflucht eine Arbeit, welche, ohne auf ſeine Glückſeligkeit den geringſten wohlthätigen Einfluß zu haben, ſeine Kräfte entſchöpft, und ſeine Glieder ermüdet. Aber nicht ſo der Unterthan eines guten Regenten. Ueberzeugt, daß alles, was der Vater ſeines Vaterlands gebaut, auf die Glückſeligkeit des Ganzen, und folglich auch auf ſeine eigene abzwecke, vollſtreckt er freudig die Befehle deſſelben, wenn gleich das angeborne Freyheitsgefühl ſich dagegen ſträubt, oder die Eigenliebe ſich gegen das Opfer, das ſie dem Beſten des Staates bringen ſoll, auf einige Augenblicke empört. — Will der Monarch verjährte Mißbräuche abſtellen, Irrthümer vertilgen, mühſame Reformen und auffallende Verbeſſerungen vornehmen; ſo beut ihm der Bürger gefällig die Hand, und hält,

gleich einem gutwilligen Patienten auch dann geduldig aus, wenn das allgemeine Beſte ſchmerzliche, und einzelen Gliedern des Staats unangenehme Operationen fodert. Ruft der gute Fürſt ſeine geliebten Kinder zur Vertheidigung ſeines Landes, und ſeiner Rechte auf; ſo hat er eben ſo viele Krieger, als Unterthanen, welche alle bereit ſind, für ihren Vater zu ſterben. Winkt er ihnen zur Ausführung eines ſchweren Plans mit zu wirken, ſo arbeiten alle Hände für ihn, ihm ſtehen alle gute Köpfe zu Gebothe, die Quelle des vaterländiſchen Reichthums öfnet ſich ihm, ohne daß er das Mißtrauen durch Zwang, und die Hartnäckigkeit durch Strenge bekämpfen müſſe. So wie ſich das menſchliche Herz mit unüberwindlicher Schnellkraft gegen den Druck der Gewalt ſetzt und ſeine Widerſetzlichkeit in eben dem Verhältniſſe steigt, in welchem der Druck erſchwert wird; ſo läßt es ſich durch die Liebe zu allem lenken, wozu es der Menſchenbeglücker lenken will. Iſt es fur den gefürchteten Fürſten von Stein und Eiſen, ſo iſt es von Wachs für den Geliebten. Jede Form, die er ihm einprägen will, nimmt es an, und wie ein Kind, läßt es ſich von ihm mit voller Zuverſicht leiten. O! glücklich iſt der Regent, der die Liebe ſeines Volks beſitzt! Welch einen ausgebreiteten Wirkungskreis ſieht er nicht vor ſich, welch eine Macht — faſt möcht ich ſagen, welch eine Allmacht hat er nicht, Gutes zu thun! Er gebeut, und es wird Licht um ihn: gefährliche Irrthümer entfliehen von den zerſtreuenden Stralen

ſeiner

ſeiner Weisheit, und die Wahrheit glänzt, wie die Mittagsſonne auf dem glücklichen Theile der Erde, deſſen Bewohnern ihn der Himmel zum Vormund gegeben hat. Er arbeitet, und des menſchlichen Elends wird immer weniger um ihn, die Armuth findet Nahrung im Schooſe der Induſtrie, und in den patriotiſchen Beiträgen der Reichern. Er will und gemeinnützige Anſtalten werden entworfen, bewirkt, vollendet. Er winkt, und Wahrheit und Tugend und Wohlſtand verbreiten ſich in ſeinem Lande.

Die Erziehung der Jugend gewinnt eine beſſere Geſtalt, die Religion erſcheint in ihrer urſprünglichen Schönheit wieder, die Künſte werden veredelt, die Wiſſenſchaften vervollkommet, die Gewerbſamkeit belebt, die Vaterlandsliebe, und der Eifer, das allgemeine Beſte zu bewirken, erweckt und genährt. Seine Wohnung iſt die Wohnung der Weisheit: alle helle Köpfe, und alle wahre Freunde der Menſchheit buhlen um die Ehre, ihm zu dienen, um das Vergnügen, mit ihm, und durch ihre Werkzeuge der Menſchenglückſeligkeit zu werden. Er darf nicht fürchten, von niederträchtigen Höflingen und Schmeichlern bethört, und zu gemeinſchädlichen Handlungen mißleitet zu werden. — Ihm fehlt es nicht an getreuen Dienern, und o! ſeltenes Glück der Großen! ihm fehlt es nicht an aufrichtigen Freunden, die ihm die Wahrheit freimüthig ſagen, und ihn mit der wahren Lage ſeines Landes, und mit den wirk-

ſamſten

ſamſten Mitteln, das Beſte derſelben zu bewirken bekannt machen.

IV.

So lebt der gute geliebte Fürſt, der gekrönte Menſchenfreund, und welch eine unbeſchreibliche Wonne muß nicht ſein Herz erfüllen, wenn er alle das Gute, das er gethan hat, überſieht! Wie ſanft muß die Ruhe ſeines Gewiſſens, wie heiter ſeine Ausſicht in die Ewigkeit ſeyn, wenn er ſich von ſeinem Volke geliebt ſieht! Dieſe Liebe iſt ihm Bürge, daß er ſeinen Poſten würdig verſehen, daß er ſeiner Beſtimmung entſprochen habe.

Dieſe Liebe tröſtet ihn, wenn Zweifel über einzelne Fehltritte in ſeiner Regierung ihn beunruhigen, ſie ſtärkt ihn, wenn das Bewußtſeyn ſeiner Schwachheiten ihn niederzuſchlagen droht: Er ſucht um ſich, und Alles, was er erblickt, iſt glücklich, iſt zufrieden mit ihm: er fürchtet alſo nicht das Gericht Gottes jenſeit des Grabes, er geht dem Augenblicke, der ihn in einem andern Theil des Weltalls verſetzen ſoll, mit Zuverſicht und Gelaſſenheit entgegen. Und naht ſich denn dieſer Augenblick, ſo erhebt er hofnungsvoll ſeine Hände zum Schöpfer, und übergiebt ihm willig die Heerde wieder, die er ihm anvertraut hat.

Ich habe mich beſtrebt, ſpricht er getroſt zu ihm, die Pflichten eines guten Hirten zu erfüllen. Keinen von meinen Brüdern, die du meiner

ner

ner Obſorge übergeben haſt, ließ ich durch meine Schuld unglücklich werden! keine Thräne erpreßte ich meinem Volke, und keinen Seufzer dem Buſen des Vaterlandes. Ich kannte, wie dein göttlicher Sohn, meine Heerde, und ſie kannte mich. Immer war ich bereit, Geſundheit, Kräfte, Zeit, Vergnügungen, ja ſelbſt das Leben für ſie aufzuopfern. Hab' ich nicht all das Gute gethan, das ich hätte thun können, ſo war nicht die Bosheit meines Herzens, ſondern die Begränztheit meiner Einſichten und Kräfte Schuld daran. Ferner war immer von mir die Grauſamkeit jener Prieſter und Hirten Iſraels, welche mit der Wolle ihrer Schaafe ſich kleideten, und mit ihrer Milch ſich nährten, aber für ihren Unterhalt, für ihren Wohlſtand nicht einen Fuß bewegten. Ich machte nie meinen Willen zum höchſten Geſetze, meine Laune zur Richtſchnur meiner Brüder. Nie ſah ich mich als den Mittelpunct an, auf den Alles zuſammen laufen ſollte: der Mittelpunkt meiner Bemühungen war das Wohl meines Volcks. Nie trennte ich mein Intereſſe vom Intereſſe des Staats, und kein Opfer, das dieſes foderte, lies ich mich gereuen. Ich ſezte meinen Ruhm, und meine Glückſeligkeit einzig darein, meinen Brüdern wohl zu thun: die Liebe meines Volcks zu verdienen, war der Wunſch meines Herzens, und der Endzweck meiner Arbeiten. O! ſie ward mir zu Theil, dieſe Liebe, und ihr hab' ich die Beruhigung zu danken, mit welcher ich izt vor deinem Richterſtule zu erſcheinen bereit ſtehe. Bald werde ich von der Schaubühne abtreten,

und

und in eine andere Klaſſe von Geſchöpfen eingereihet werden, wo mich dann von meinen Brüdern nichts mehr unterſcheiden wird, als das Gute, das ich ihnen gethan habe. Gerne lege ich meinen Zepter vor dir nieder; denn mein Gewiſſen ſagt mir nicht, daß ich ihn ſträflich mißbraucht habe. Ich ſterbe geliebt von meinen Unterthanen, beweint von allen Rechtſchaffenen.

Dies iſt der Tod des guten Fürſten, dies das Zeugnis ſeines Herzens, mit dem er muthig der Ewigkeit entgegengeht; dies der unwiderſprechlichſte Beweis, daß die Glückſeligkeit des Regenten ganz von ſeinem Beſtreben, die Glückſeligkeit des Volcks zu befördern, abhänge. — Wo iſt der Große der Erde, der nicht wünſchte, den Tod des guten Fürſten zu ſterben? — Ihn umſchweben bei ſeinem Hinſcheiden die ſeligſten Hofnungen, und ſeiner Ankunft freuen ſich die höheren Geiſter der Schöpfung. Unauslöſchlich bleibt ſein Andenken in den Herzen ſeiner Unterthanen, und nach Jahrtauſenden noch wird ſein Name mit Ehrfurcht ausgeſprochen. Er wird den Fürſten künftiger Zeiten zum Muſter aufgeſtellt, und der ſpäte Nachkömmling benezt ſeinen Sarg mit Thränen, und ſeufzet laut, daß er nicht unſterblich war. Amen.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schneider, Eulogius

Predigten für gebildete Menschen und denkende Christen

Frankfurt und Leipzig 1790

Bamberg, Staatsbibliothek -- RB.Th.hom.o.50
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11847737-6
VD18 11947047-003